

Winter: Ist die Klimaerwärmung jetzt auch noch an der Kälte schuld?

Nummer 6 – 9. Februar 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN



Das schönste Haus der Schweiz

Napoleon im Thurgau: Die bewegte Geschichte von Schloss Eugensberg.
Von Daniele Muscionico

Chaostage in der SVP

Die wählerstärkste Schweizer Partei ist aus dem Tritt. *Von Philipp Gut*

Strategien gegen Amerika

Die wichtigsten Fragen und Antworten im Bankenstreit.
Von Pierre Heumann und Kurt Pelda





TOYOTA

NICHTS IST
UNMÖGLICH

Der neue Toyota Yaris.

Ab Fr. 16'100.– oder ab Fr. 156.– pro Monat*



Der Yaris in seiner 3. Generation bietet alles, was das Herz begehrt:

- Dynamisches Design, konsequent clevere Raumnutzung
- Spürbar hochwertige Interieur-Qualität
- Agiles Fahrverhalten, besonders effiziente Motoren
- Modernste Navigation wie Google™ local search

Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Toyota Partner von sensationellen Angeboten!

3'000.– CASH BONUS UND 3,9% TOP-LEASING



toyota.ch

* Empfohlener Netto-Verkaufspreis nach Abzug des Cash Bonus («Nichts ist unmöglich»-Prämie), inkl. MwSt. **Yaris Terra** 1,0 VVT-i, 51 kW (69 PS), 3-Türer, Katalogpreis abzgl. Cash Bonus Fr. 16'100.–, Leasingzins Fr. 156.25. **Leasingkonditionen:** Effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbeitrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. MultiLease, Tel. 044 495 24 95, www.multilease.ch. Diese Angebote sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung bis 21.04.2012 oder bis auf Widerruf; nur bei den an der Aktion teilnehmenden Toyota Partnern. **Yaris Luna** 1,4 D-4D DPF, 66 kW (90 PS), 5-Türer, Treibstoffverbrauch kombiniert 3,9 l/100 km, Ø CO₂-Emission 104 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. **Abgebildetes Fahrzeug: Yaris Style** 1,33 Dual VVT-i, 73 kW (99 PS), Katalogpreis abzgl. Cash Bonus Fr. 22'400.–, Leasingzins Fr. 217.35. Inserat zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Intern

Bei der SVP ist, wie sich ein Nationalrat aus dem Kanton Zürich ausdrückt, «Feuer im Dach». Ein Kollege spricht gar von einer «Partei im Selbsterfleischungsmodus». Seit der Wahlniederlage im Oktober ist die SVP aus dem Tritt. Die wählerstärkste Partei des Landes macht weniger durch inhaltliche Vorstösse als durch Affären und Streitereien von sich reden. Jüngstes Beispiel war das Theater um das Vizepräsidium. Aber auch bei der Wahl des neuen Fraktionschefs kam es hinter den Kulissen zu merkwürdigen Manövern, bei denen der Berner Nationalrat Rudolf Joder eine Hauptrolle spielte. Was ist los mit der SVP? Steuert die Partei auf eine ernsthafte Krise zu? Wie angeschlagen ist ihr Leader Christoph Blocher? Inlandchef Philipp Gut hat sich umgehört und mit Kritikern und Parteipolitikern gesprochen, in Bern, an der Basis und in Herrliberg. **Seiten 11, 20**

In wenigen Tagen feiert die UBS das 150-Jahr-Jubiläum. Die ältere ihrer Vorgängerbanken, die Bank in Winthertur, wurde 1862 gegründet, fusionierte 1912 mit der Toggenburger



Grosser Bankier: SBG-Präsident Schaefer.

Bank zur Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG), die 1998 durch die Grossfusion mit dem Schweizerischen Bankverein (SBV) zur heutigen UBS mutierte. Viel Geschichte ist in dieser Bank, und doch waren immer Einzelpersönlichkeiten bestimmend für den Aufstieg des Finanzinstituts. Einer von diesen ist Alfred Schaefer, der wohl bedeutendste Schweizer Bankier des 20. Jahrhunderts, der nach einem bemerkenswerten Treffen mit Robert F. Kennedy die SBG zum Branchenprimus im Land

der Banken gemacht hat. René Lüchinger ist den Spuren dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit nachgegangen. Teil 1 einer zweiteiligen Serie zum Jubiläum der Bank. **Seite 38**

Ohne ihn wäre die politische Debatte in der Schweiz ärmer: Robert Nef ist seit Jahrzehnten eine der profiliertesten liberalen Stimmen im Land. Als Geschäftsführer des Liberalen Instituts in Zürich sowie als Redaktor der *Schweizer*



Persönliche Einblicke: Publizist Nef.

Monatshefte hat er gegen die zunehmende Staatsgläubigkeit gekämpft und sich dabei internationale Anerkennung erworben. Am Anfang seiner Laufbahn stand ein Militär-Unfall. Florian Schwab ist mit Nef über das Liberale Institut verbunden und kennt ihn seit etlichen Jahren. Er hat Robert Nef in dessen Haus in St. Gallen besucht. Anfangs wollte Nef allerdings auf ein nahegelegenes Restaurant ausweichen. Als dieses aber geschlossen hatte, lud er den *Weltwoche*-Journalisten in sein Einfamilienhaus im Grünen ein. Der Einblick in das Leben des Publizisten wurde noch etwas persönlicher. **Seite 36**

80,8 Millionen Franken an Subventionen erhält das Opernhaus Zürich jährlich. Damit wird durch den Steuerzahler ein System gefördert, in dem gewisse Starsänger und -dirigenten mehrere zehntausend Franken verdienen – pro Vorstellung. Auch unbekannte Solisten erhalten an grossen Häusern Abendgagen von einigen tausend Franken. Das Klassik-Geschäft ist allerdings gänzlich intransparent, über die ansehnlichen Löhne von Chefdirigenten, Intendanten und Solisten erhalten nicht einmal Politiker Auskunft. Kulturredaktor Rico Bandle bringt Licht in eine Kunstsparte, die das Geld magisch anzieht. **Seite 54**



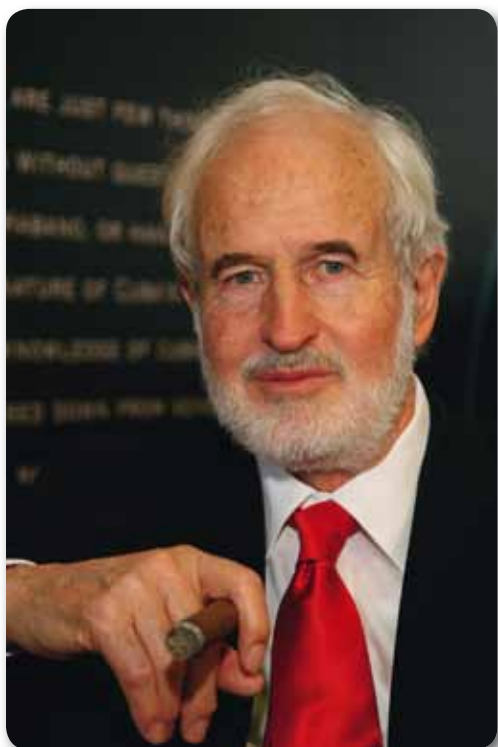
Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHIASSO
CHUR GENÈVE LAUSANNE LOCARNO LUGANO LUZERN
SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH



Exklusiv für Leser der Weltwoche

Genuss-Abende mit Heinrich Villiger

Eine gute Zigarre rundet den Tag ab. Begleiten Sie den Grandseigneur auf einem Streifzug in die Welt des Tabaks, und probieren Sie verschiedene Zigarren.



Villiger steht für feinste Zigarrentabake aus berühmten Anbaugebieten – überwiegend aus Lateinamerika. Kiel-Zigarren, Original-Krumme, Stumpfen und die starken Zigarillo-Marken Braniff und Constellation sind fest mit dem Namen Villiger verbunden.

Hergestellt werden diese Fabrikate in vier Werken in der Schweiz, in Deutschland und in Indonesien, wo auf der Insel Java vor allem die hochwertigen Deckblätter aus Ecuador, Mexiko und Brasilien aufbereitet werden.

Villiger ist jedoch auch Importeur von handgerollten Premium-Zigarren aus der Karibik und aus Zentralamerika, aus der Dominikanischen Republik, aus Honduras und Nicaragua, wie zum Beispiel der Marken Villiger 1888, Bock, La Libertad, Villa Dominicana, Santa Damiana und anderer.

Heinrich Villiger, der in der dritten Generation des Familienunternehmens seit 60 Jahren aktiv tätig ist und heute die Gruppe als Präsident des Verwaltungsrates leitet, kennt praktisch alle

Zigarrentabake produzierenden Länder. Er gehört zu den ersten Begründern von Joint Ventures mit Kuba für den Import und Vertrieb von Havanna-Zigarren. Villiger ist deshalb seit zwei Jahrzehnten an den beiden offiziellen Havanna-Importeuren in der Schweiz und in Deutschland beteiligt.

Das Unternehmen deckt mit seinem breiten Fabrikations- und Import-Programm sämtliche Produktsegmente des Zigarren- und Zigarillo-Marktes ab. Hauptabsatzmärkte sind die Schweiz und die EU-Länder, exportiert wird jedoch in rund 80 Länder. Sitz der Villiger Söhne Holding AG ist Pfeffikon, im Kanton Luzern, wo Jean Villiger 1888 den Grundstein zum Unternehmen legte.

Seine Witwe Louise Villiger errichtete bereits im Jahr 1910 die deutsche Niederlassung in Waldshut-Tiengen am Hochrhein. Die Gruppe produzierte mit 1200 Mitarbeitenden im Jahr 2011 rund 1,3 Milliarden Stück Zigarren und Zigarillos.



THE WORLD OF CIGARS
ESTABLISHED 1888 IN SWITZERLAND

Weltwoche-Spezialangebot

Exklusiv für Leser der Weltwoche

Genuss-Abende mit Heinrich Villiger

Am 21. und 24. März 2012, jeweils 19 bis 21.30 Uhr, in Zumikon

Angebotsbeschreibung

- Einführung durch Heinrich Villiger
- Eine kubanische Zigarrenrollerin zeigt die Kunst des Rollens
- Rollen einer eigenen Zigarre
- Degustieren verschiedener Top-Zigarren

Veranstaltungsort

«Camacho Club» / «Zumi's Bistro»
Dorfplatz 12, 8126 Zumikon

Anmeldung

E-Mail mit Name und gewünschtem Datum an verlag@weltwoche.ch

Anmeldeschluss:

5. März 2012, max. 25 Teilnehmer pro Abend. Die Teilnehmer werden gemäss Eingang der Anmeldungen bis 9. März informiert.

Kosten

Fr. 90.– (Nicht-Abonnenten Fr. 120.–) inkl. Apéro

Erbs Fall

Die Lehren aus dem Untergang der Erb-Gruppe. Was ist die richtige Strategie im Umgang mit den USA? Von Roger Köppel

Noch ist der Prozess gegen den früheren Chef des milliardenschweren Erb-Konzerns, Rolf Erb, nicht abgeschlossen. Das Gericht muss darüber befinden, ob die Vorwürfe ungetreuer Geschäftsführung gegen den Sohn des fuchsschlaunen Winterthurer Multi-Moguls Hugo Erb zutreffen. Vor acht Jahren brach der weitverzweigte Konzern zusammen. Es war nach der Swissair-Pleite der zweitgrösste Bankrott der Schweizer Geschichte. Erb senior hatte aus einem bis zuletzt blühenden Autohandelsunternehmen ein tödlich diversifiziertes Gebilde gemacht, das mit Kaffee geschäftete, Küchenfabriken unterhielt und, fatal, sich allzu optimistisch bis halsbrecherisch in den ostdeutschen Immobilienbereich und ins Devisengeschäft vorwagte.

Den Todesstoss verpasste der Erb-Gruppe der von den Söhnen Rolf und Christian nach dem Tod des Patrons (1918–2003) herbeigeführte Sanierer Hans Ziegler, dessen Sanierung die heillos verzettelte Firma nicht überleben sollte. An Zieglers Rolle scheiden sich bis heute die Geister. Hat der designierte Konzernretter lediglich das Unausweichliche vollstreckt, oder aber waren seine dramatischen Schilderungen des Zustands der Erb-Gruppe am Ende ein wichtiger Grund dafür, dass die Banken ihre Kredite strichen?

Dass grosse unternehmerische Fehler dem Untergang vorausgingen, ist unbestritten. Ob strafrechtlich relevantes Verhalten bei den Erb-Söhnen vorhanden war, ermitteln jetzt die Richter. Rolf und Christian Erb weisen die Vorwürfe entschieden von sich. Aus gutem Grund. Sie haben noch kurz vor dem Zusammenbruch der Gruppe mehrere hundert Millionen Franken aus ihrem Privatvermögen ins Unternehmen investiert. Der Vorwurf, sie hätten sich beim Untergang bereichert, konnte laut Recherchen des Schweizer Fernsehens inzwischen entkräftet werden.

«Schuster, bleib bei deinem Leisten»: Aufstieg und Fall der Familie Erb liefern ein anschauliches Beispiel dafür, dass es meistens nicht gut herauskommt, wenn erfolgreiche Unternehmer im Grössenwahn in Bereiche expandieren, von denen sie nichts verstehen. Die meisten Firmenpleiten sind das Resultat unbewältigter Höhenflüge und Erfolge. Geld macht leichtsinnig. Viel Geld kann dazu führen, dass auch bestandene Konzernchefs und ihre Verwaltungsräte den Verstand verlieren –



Unbewältigte Höhenflüge.

ohne es zu merken. Eine der meistunterschätzten Führungsaufgaben in der Wirtschaft und in der Politik besteht darin, mit Erfolg richtig umzugehen.

Trotz der finalen Pleite muss man festhalten: Die Erb-Gruppe war bis weit in die neunziger Jahre eine hervorragend geführte Firma. Patron Hugo bewies vielfach, wie seine Mitarbeiter rühmten, ein «goldenes Händchen». Sein Autohandel florierte bis zuletzt. Im Kaffeebereich arbeitete er sich zur Weltnummer zwei hoch. Die von ihm kontrollierten Baufirmen liefen gut. Erst der Ausflug in die Immobilienbranche brach den Winterthurern das Genick. Mag sein, dass am Schluss beim 85-jährigen Patriarchen eine Mischung aus Erfolgsgewohnheit und Altersstarrsinn den Überblick trübte. Die in den Medien während des Prozesses durchschimmernde Häme wird der Tatsache nicht gerecht, dass Hugo Erb als Unternehmer die jüngere Schweizer Wirtschaftsgeschichte mitprägte.

Der *Tages-Anzeiger* mokiert sich über die Forderung, der Bundesrat möge im Steuerstreit mit den USA mehr Härte zeigen. Selten ist ein Aufruf zur Kapitulation einfühlsamer formuliert worden. Der *Tagi* wünscht sich also eine Regierung, die allen Wünschen des Auslands mit «Flexibilität und Einsicht in die Schwäche der eigenen Position» nachkommt. Hurra, wir unterwerfen uns.

Das muss nicht sein. Die Schweiz hat andere, bessere Varianten als die vorausseilende Selbstaufgabe zur Beschwichtigung des Gegners.

Spielen wir die Möglichkeiten durch. Variante A: Der Bundesrat kommt zum Schluss, dass die Klagedrohungen gegen Schweizer Banken für die Schweiz kein lebensbedrohliches Problem bedeuten. Die bedrohten Banken könnten ja, nach dem Vorbild Wegelins, ihre angeblich toxischen US-Kunden auslagern, um ihr Kerngeschäft zu retten. Keine Schweizer Bank, geschweige denn die Schweiz geht unter, wenn Banken ihre US-Kunden notlagern in eigens aufgemachten «bad banks», die im Visier der US-Behörden blieben.

Variante B: Die Schweiz kommt zum Schluss, dass die US-Drohungen ein existenzielles Problem für die Schweizer Volkswirtschaft bedeuten. Der Zerstörungsmechanismus sähe so aus: Eine grosse Schweizer Bank wird wegen ihrer US-Kunden angeklagt. Die Klage löst Verunsicherung und einen Exodus der Kunden aus. Partnerbanken ziehen sich zurück, die angeklagte Bank sieht sich einem Run auf ihre Konten ausgesetzt. Weil sie gross und komplex ist, wird die ganze Schweizer Volkswirtschaft in Mitleidenschaft gezogen. Ein klarer Fall: Die Regierung muss handeln. Aber wie?

Wieder ergeben sich mehrere Möglichkeiten. B1: Der Bundesrat verhandelt mit den USA über eine generelle Lösung. Man gibt Daten, erzählt den Leuten, es sei alles mit rechten Dingen zugegangen, zahlt Bussen und verhindert Klagen. Vorteil: Man hat das Problem gelöst. Nachteil: Es entsteht der Eindruck, dass die Schweiz bereit ist, unter Druck eigene Gesetze (Bankdatenlieferung trotz Bankgeheimnis) aufzuweichen. Weitere Begehrlichkeiten werden geweckt. Signal an die EU: «Kommt her, es gibt noch viel zu holen.»

B2: Der Bundesrat zieht einen Schutzschirm über den bedrohten Banken hoch. Er macht deutlich: «Wir lassen nicht zu, dass diese Banken durch Klagen ins Wanken kommen. Alle US-Anfragen nehmen wir zur Kenntnis und beantworten sie im Rahmen unserer Rechts- und Verfahrensordnung.» Vorteil: Die Regierung verteidigt pickelhart den eigenen Rechtsstandpunkt. Das ist ein Wert an sich. Nachteil: Die Amerikaner könnten noch mehr Druck auf die Schweiz und ihre Wirtschaft machen.

B3: Die Schweiz verfügt die Auslagerung aller US-Kunden in separate Gesellschaften, um die Banken und damit deren für die Schweiz relevantes Kerngeschäft aus der Schusslinie zu nehmen. Sie macht die Banken feuerfest gegenüber den US-Klagen. Die Schweiz wäre sicher, das USA-Problem geordnet abzuarbeiten. Nachteil: Wenn es funktioniert – keinen.

So geht es voraussichtlich weiter: Der Bundesrat wird B2 praktizieren, auf keinen Fall Notrecht anwenden, möglicherweise die Verantwortung in einer Art Staatsvertrag dem Parlament zuschieben und in der Folge auch den Appetit der EU-Staaten wecken, ihre Doppelbesteuerungsabkommen nachzuverhandeln, um noch mehr für sich herauszuholen.



Museumswärter: Ex-Unternehmer Erb. Seite 28



In Not: Sommaruga, Widmer-Schlumpf. Seite 22



Aus dem Tritt: SVP-Spitze. Seite 20



Grossverdienerin: Diva Cecilia Bartoli. Seite 54

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Skepsis über die Klimaerwärmung
- 9 **Im Auge** Sean Connery, Berufsschotte
- 10 **Banken Illusion** Weissgeldstrategie
- 11 **Personenkontrolle** Rickli, Kuprecht, Joder, Amstutz, Eberle, Freysinger, Kopp, Weiss, de Weck, Schaller usw.
- 11 **Nachruf** Otto von Bismarcks Stimme
- 12 **Null Risiko für Sozialbetrüger**
Obwohl der Waffenhändler Ali S. über 200 000 Franken Sozialhilfe erschlichen hat, muss er nicht ins Gefängnis
- 14 **Die Deutschen** Im Gasometer
- 14 **Wirtschaft** Keine Energiewende in Sicht
- 15 **Ausland** Gerüchte, Skandale, Dreckschleudern
- 16 **Mörgeli** Klirrendkalte Klimaerwärmung
- 16 **Bodenmann** Alleingang stirbt wie Bankgeheimnis
- 17 **Medien** Das neue Licht von Bern
- 17 **Kostenkontrolle** 300 Millionen Franken von SBB-Kunden
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Chaostage in der SVP

Seit der Wahlniederlage im Oktober ist die SVP aus dem Tritt. Was ist los mit der wählerstärksten Partei des Landes?

22 Strategien gegen Amerika

Der Finanzplatz ist unter Dauerbeschuss. Antworten auf die wichtigsten Fragen im Steuerstreit

25 US-Steuerbehörden Ein Insider berichtet

26 Meister der Abschreckung

Hinter den Angriffen auf Schweizer Banken steht der New Yorker Star-Staatsanwalt Preet Bharara

28 Das schönste Haus der Schweiz

Schloss Eugensberg am Bodensee war die Fluchtburg von Napoleons Stiefsohn – und das Krönungsprojekt von Rolf Erb

30 Geschichte

 Rolf Erb über die Faszination seines Schlosses

33 Immobilien

 Wer residiert in welchen Schweizer Schlössern?

34 Lehrmittel

 Das KV-Kartell

35 Arbeitsmarkt

 Griechische Rezepte der Gewerkschaften

36 Liberale Lichtgestalt

Ausserhalb des staatlichen Bildungssystems wurde Robert Nef zu einem prägenden Schweizer Intellektuellen

38 Auf Augenhöhe mit Kennedy

Alfred Schaefer war einer der bedeutendsten Schweizer Bankiers und der Erbauer der modernen SBB

42 Generäle im neuen Gewand

In Burma ist nach einem halben Jahrhundert Militärjunta ein Windhauch des Wandels zu verspüren

44 Amerikas krankes Herz

Eine Kluft verläuft mitten durch das weisse Amerika, schreibt der Soziologe Charles Murray in seinem neuen Buch



«Nicht nur Intelligenz macht schön»: Veruschka Gräfin von Lehndorff, um 1968. Seite 46

Interview

46 «Eigentlich bin ich schon tot»

Sie war das berühmteste Fotomodell der Welt. Die 72-jährige Veruschka Gräfin von Lehndorff über ihre Freundschaft zu Dalí und ihr Erfolgsgeheimnis

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Stich ins Blaue

52 Bestseller

52 Und keine Spur von den Beatles

Paul McCartneys 23. Album ist vielleicht das ungewöhnlichste, intimste und berührendste Werk seiner Solokarriere

53 Jazz Rudresh Mahanthappa

54 Sinfonie der Millionen

Nirgends kassieren Künstler so hohe Gagen wie in der klassischen Musik

56 Top 10

56 Kino «Hugo»

57 Radio-Kritik Eine gerechtere Welt mit DRS 2

58 Namen Aufregende Reise

59 MvH Mein Hinterteil

59 Gesellschaft Mimis Memoiren

61 Mode Der Schnauz kehrt zurück

62 Die Besten Alles so schön bunt hier

63 Thiel Schiller hätte geweint

63 Wein Te Koko Sauvignon blanc 2008

64 Zu Tisch Gourmet-Festival in St. Moritz

65 Auto BMW X5 M

66 Hochzeit Bettina Oberholzer und Urs Zellweger

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Jost Fetzer (*Leitung*),

Adam Schwarz, Patrick Kull (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Paperboy: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy





NUR WER LIEST, WIRD KLÜGER.

Kompetente Journalisten und Journalistinnen schreiben für Sie in Schweizer Zeitungen und Zeitschriften über Aktualitäten und ihre Hintergründe. Damit Sie besser informiert sind und sich eine eigene Meinung bilden können. Bestellen Sie jetzt per Mausklick ein Probeabo Ihrer gewünschten Zeitung oder Zeitschrift auf www.presseabo.ch und mit etwas Glück gewinnen Sie Einkaufsgutscheine von Coop City im Gesamtwert von CHF 100'000.-. Ihre **Schweizer Zeitungen und Zeitschriften.**



SCHWEIZER MEDIEN

MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

Eiszeit

Von Hanspeter Born — Die Skepsis gegenüber der Theorie von der menschengemachten Klimaerwärmung nimmt zu. Eine Diskussion darüber findet kurioserweise bei uns nicht statt.



Alles wegen der Klimaerwärmung? Winter am Genfersee.

Die Auffassung, dass menschliches Verhalten an der «unnatürlich starken» (ETH-Klimablog) Erderwärmung schuld ist und dass Massnahmen zu ihrer Bekämpfung unerlässlich sind, ist in der Schweiz eine in Stein gemeisselte Wahrheit. Die Wissenschaft, die Behörden, die Politiker, die Medien – alle teilen diese Ansicht. Wer an der menschengemachten Erderwärmung zweifelt, ist ein Wissenschaftsfeind, ein «Klimaleugner».

Wenn ein Kälteeinbruch wie der jetzige Skepsis aufkommen lässt, sind die Verteidiger der Orthodoxie schwups mit Erklärungen zur Stelle. Wetter sei nicht Klima, belehrt uns der Umweltblog der NZZ: «Um das Klima zu erfassen, genügen einige Stunden oder Tage hingegen nicht. Dafür sind Beobachtungen und Messungen über viel grössere Zeiträume hinweg notwendig: über mehrere Jahre bis Jahr-milliarden. [...] In der Regel beträgt die untere Beobachtungsperiode dreissig Jahre. Aus dem jetzigen kalten Wetter kann also nicht kausal geschlossen werden, dass keine Klimaerwärmung stattfindet.» Im Gegenteil, sagt uns der *Tages-Anzeiger*: «Wegen der Klimaerwärmung werden die Bergwinter kühler.» Bitte? Es ist ganz einfach: In der Arktis schmilzt die Eiskecke dramatisch. Das offene Wasser führt zu mehr Feuchtigkeit in der Atmosphäre und zu veränderten Druckverhältnissen, weshalb

kalte polare Luft zu uns fliesst. Dies haben Wissenschaftler der amerikanischen Beratungsfirma Atmospheric and Environmental Research herausgefunden. Dies weiss auch der einflussreiche Potsdamer Professor Stefan Rahmstorf: «Die eisfreien Gebiete des Ozeans funktionieren wie ein Heizkörper, da das Wasser wärmer ist als die arktische Luft darüber. Dies begünstigt die Bildung eines Hochdrucksystems, das kalte Luft nach Europa steuert.»

Die Erwärmung bleibt aus

Nun mögen diese Klimatologen recht haben. Oder auch nicht. Kurios ist nur, dass bei uns keine Grundsatzdiskussion darüber stattfindet, ob die Theorie der menschengemachten Klimaerwärmung wissenschaftlich haltbar ist. Wer die NZZ oder den *Tages-Anzeiger* liest, wer DRS hört oder SF schaut, weiss gar nicht, dass in Grossbritannien, in den USA, in Australien, in den Niederlanden, in Dänemark, in Kanada diese Debatte längst läuft – auch (und vor allem) unter seriösen Wissenschaftlern, unter Physikern, Meteorologen, Geologen. Letzten Monat bestritten sechzehn angesehene Forscher in einem Brief ans *Wall Street Journal*, dass die Theorie von der menschengemachten Erderwärmung «unwiderlegbar» sei. Das Ausbleiben einer Erwärmung seit mehr als einem

>>> Fortsetzung auf Seite 10

Bond übernimmt



Sean Connery, Berufsschotte

Er war schon immer der unheimliche Aus-senminister eines Landes, das es zwar auf der Landkarte, aber rein staatsrechtlich seit Jahrhunderten nicht mehr gibt. Er war überzeugt, dass er ein unabhängiges Schottland noch erleben werde. Der Schauspieler, laut Steven Spielberg einer der sieben wahren Weltstars, galt als Folklorepolitiker.

Früher, als er im Saft seiner Kräfte stand und im Dienste Ihrer Majestät die Finsterlinge dieser Erde unschädlich machte und die schönsten Frauen dieser Erde augenzwinkernd flachlegte, spendete er sogar seine ganze Gage des Films «Diamantenfieber», eine Million Dollar, für die schottische Sache. Jetzt, als 82-jähriger Pensionär, hat James Bond alias Sean Connery den Kampf für das Vaterland (ein bisschen irritierend: Connerys Vater war Ire) fast gewonnen. Im Herbst 2014 sollen die Schotten in einem Referendum selbst über ihre Unabhängigkeit oder Autonomie bestimmen können, so hat es Alex Salmond, der Erste Minister der Regionalregierung und Führer der Scottish National Party, vergangene Woche in Edinburgh angekündigt. Welche Variante genau auf dem Zettel stehen wird, bleibt offen: Unabhängigkeit würde die Abnabelung von England bedeuten, was die Briten nicht hinnehmen; Autonomie wäre bloss Selbstverwaltung. Mit den gewaltigen Erdöl-vorkommen in der Nordsee hätte die Nation Schottland durchaus Zukunftschancen.

Der Patriot Sean Connery trinkt seinen Malt Whisky seit vielen Jahren im Exil auf den Bahamas, wo das Klima für den Kilt-Träger erträglicher ist. Seinen Weltruhm verdankt er, natürlich, einem Landsmann: Bond-Autor Ian Fleming ist Schotte. Wie Alexander Fleming, der Entdecker des Penizillins, wie der Telefonerfinder Alexander Bell, wie Jackie Stewart, der Formel-1-Weltmeister, und Alex Ferguson, der legendäre Manager von Manchester United. Sean Connery erzählt gerne die Anekdote, wie er selber beinahe Profi-Fussballer geworden wäre bei ManU. Die offerierte Wochen-gage von 25 Pfund liess ihn an seinem Talent zweifeln. Connery verzichtete, und Bond übernahm.

Peter Hartmann

Jahrzehnt lasse vermuten, «dass die Computermodelle stark übertrieben haben, wie viel Erwärmung zusätzliches CO₂ verursachen kann». Konfrontiert mit dieser Peinlichkeit, hätten die «Alarmisten» ihre Propaganda von der Erwärmung auf Wetterextreme umgestellt, wobei sie alles Ungewöhnliche, das sich in unserem chaotischen Klima ereignet, dem CO₂ zuschrieben. Wie eben jetzt die Kältewelle.

Zweifel schaden der Karriere

Obschon immer mehr Wissenschaftler an der Klima-Orthodoxie zweifeln, haben viele junge Forscher Angst, dies laut zu sagen. Alarmismus lässt Gelder sprudeln, bringt den Umweltorganisationen Spenden, lässt Politiker als «Kämpfer für den Planeten» gut aussehen. Klima-Zweifel ist nicht karrierefördernd. So versuchte das internationale Klimaestablishment schon 2003, die Entlassung des Redaktors einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu erwirken. Sein Vergehen: Er druckte einen Artikel, der zum Schluss gekommen war, dass die gegenwärtige Erwärmung im Kontext der Klimaveränderung der letzten paar tausend Jahre «nichts Ungewöhnliches sei».

In der (zweitletzten) Bastion der Klima-Orthodoxie, in Deutschland, ist diese Woche das Buch «Die kalte Sonne – Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet» erschienen. Die Autoren, Hamburgs Ex-Umweltsenator und Chemieprofessor Fritz Vahrenholt und der Paläontologe Sebastian Lüning, bezeichnen die «masslose Hitzeprognose des Weltklimarats als reine Angstmache». Hauptschuldige für die Klimaschwankungen sei die zyklische Sonnenaktivität und nicht das böse CO₂. Vahrenholt, dessen Buch «Seveso ist überall» 1978 grosses Aufsehen erregte, gilt als einer der Väter der deutschen Umweltschutzbewegung und hat sich immer für erneuerbare Energie starkgemacht, etwa als Mitglied des Rats für nachhaltige Entwicklung, der die deutschen Kanzlerin Angela Merkel berät. Entsetzt über die Fehler in den IPCC-Berichten, hat sich der Paulus zum Saulus gewandelt.

An der Vorstellung des Buchs am Montag erklärte Vahrenholt, in den nächsten Jahrzehnten werde es aufgrund natürlicher Ursachen wie der veränderten Sonnenstrahlung zu einer leichten Abkühlung kommen. Die jüngsten Wärmerekorde hingen mit einer Sonnenerwärmung zusammen, die nun an ein Ende komme. Selbst bei steigenden CO₂-Emissionen werde die Erwärmung in diesem Jahrhundert daher zwei Grad Celsius nicht überschreiten.

Deutschen Medien diskutieren diese Thesen. Bei uns, in der allerletzten Bastion der Klima-Orthodoxie, herrscht Stille. Wir sind doch keine Klimaleugner. Wir vertrauen der ETH und der NZZ und der SRG und dem Bundesamt für Umwelt (Bafu) und dem Bundesrat. ○

Banken

Die weisse Illusion

Von Pierre Heumann — Die Politik fordert eine «Weissgeldstrategie» als Rettungsring für den Finanzplatz. Banken würden zu Vorposten der Steuerfahndung. Der Haken: Es funktioniert nicht.

Bis Ende Monat will der Bundesrat einen Bericht vorlegen, in dem er die künftige Ausrichtung des Finanzplatzes Schweiz skizziert. Der Bericht ist zwar noch nicht veröffentlicht, aber seine Stossrichtung hat sich bereits herumgesprochen. Hiesige Banken sollen fortan nur noch sauberes Geld entgegennehmen, also Vermögen, das ordentlich deklariert und versteuert ist.

Die «Weissgeldstrategie» würde die Abgeltungssteuer ergänzen. Mit dieser sollen ausländische Bankkunden anonym einen Betrag für Vermögen und Erträge entrichten, die bisher nicht besteuert wurden. Die Einnahmen aus der Steuer werden dann ans jeweilige Heimatland der Kunden überwiesen. Die Alternative, die der EU vorschwebt, wäre der automatische Informationsaustausch.

Dem will der Bundesrat die Weissgeldstrategie entgegensetzen. Damit will er dem Druck aus dem Ausland, das Bankgeheimnis aufzuheben, entgegenwirken. Die Weissgeldstrategie würde verhindern, dass un versteuertes Kapital in der Schweiz angelegt wird, sagen ihre Befürworter. Die Weissgeldstrategie wird das Versprechen zu Transparenz, das damit verbunden ist, allerdings nicht einlösen können. In der Praxis ist es schwierig bis unmöglich, mit Bestimmtheit weisses von schwarzem Geld zu unterscheiden.



Weisses oder schwarzes Geld? Widmer-Schlumpf.

Befürworter sehen mehrere Möglichkeiten, die Weissgeldstrategie umzusetzen. Banken können von ihren ausländischen Kunden eine Bestätigung verlangen, dass sie ausschliesslich deklarierte Gelder transferieren wollen. Nur: Was ist diese Selbstdeklaration wert? Niemand garantiert, dass der Kunde die Wahrheit sagt. Setzt man auf Kontrolle, wird es nur mit hohen Kosten gelingen, die Angaben des Kunden zu überprüfen. Fordert die Bank von einem ausländischen Kunden gar eine Bestätigung seiner Wohngemeinde, dass er die Gelder ordentlich versteuert, muss man einwenden: Je nach Land lassen sich Dokumente, mit denen der Zugang ins Land des weissen Geldes möglich wird, käuflich erwerben. Denkbar ist, dass der Fiskus einem Bürger aus politischen Gründen die Bestätigung verweigert. Damit würde es ihm unmöglich, sein Geld in die Schweiz zu transferieren, obwohl er alles ehrlich versteuert.

Wer sich die Weissgeldstrategie ausgedacht hat, erhält vermutlich einmal im Jahr einen Lohnausweis, auf dem sein Einkommen hieb- und stichfest festgehalten ist. Bei selbständig Erwerbenden ist die Realität allerdings komplexer. Sie haben bei der Definition ihres Einkommens einen grossen Ermessensspielraum. Die Bank müsste zum Beispiel Spesenabrechnungen ihrer unternehmerisch tätigen Kunden überprüfen und die Steuergesetzgebung im Lande ihres Klienten kennen, um zu entscheiden, ob er richtig deklariert. Damit wäre jede Bank überfordert.

Selbstdeklaration gibt es nirgends

Obwohl die Weissgeldstrategie wegen ihrer zahlreichen praktischen Probleme untauglich ist, wird sie von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) als Ausweg aus dem Steuerstreit gelobt. Sogar bei der SVP finden sich Weissgeldstrategie-Befürworter. Sie sehen grosszügig über die bürokratischen Probleme hinweg. Eine solche Lösung wäre «sehr einfach zu handhaben», gab zum Beispiel der ehemalige Bundesratskandidat Hansjörg Walter kürzlich zu Protokoll.

Imagemässig sei es gefährlich, eine Weissgeldstrategie zu verlangen, warnte der ehemalige UBS-Chef Oswald Grübel neulich der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Dann wird implizit gesagt, dass wir vorher eine Schwarzgeldstrategie hatten.» Immerhin wäre die Einführung einer Selbstdeklaration eine Innovation. Sie existiert nirgends sonst auf der Welt. Und das aus guten Gründen: Sie ist zu aufwendig.

Personenkontrolle

Rickli, Kuprecht, Joder, Amstutz, Eberle, Freysinger, Kopp, Weiss, de Weck, Schaller, Ali S., Schmid

Merkwürdige Vorgänge spielen sich in der SVP-Bundeshausfraktion ab. Die Aufregung um die Wahl-beziehungswise Nichtwahl von Natalie Rickli und Alex Kuprecht ins Vize-präsidium hat sich kaum gelegt, da erreichen uns Nachrichten zur Wahl des Fraktionschefs, die eher noch kurioser anmuten. Der Berner Rudolf Joder schlug seinen Landsmann Adrian Amstutz vor; so weit, so verständlich. Dann aber rannte Joder zu den SVP-Ständerräten und riet ihnen, Amstutz nicht zu wählen. Am Wahltag schliesslich erschien Joder



«Man weiss nie, was er will»: SVP-Mann Joder.

nicht zur Fraktionssitzung, womit er Amstutz weder wählen noch nicht wählen konnte. «Man weiss bei ihm nie, was er eigentlich will», kommentiert ein Fraktionskollege. (gut)

Zur Verteidigung der Buchhochpreisinsel Schweiz formiert sich eine buntscheckige Front. Neben den rot-grün-christlichen Eta-tisten fordern auch fehlgeleitete SVPLer (vom Thurgauer Ständerat Roland Eberle bis zum Walliser Nationalrat Oskar Freysinger) und antiliberalen FDPler (von alt Bundesrätin Elisabeth Kopp bis zu Parteivize Pierre Weiss) eine Staatsgarantie für überbeuerte Bücher. Beunruhigend ist die direkte Verlinkung der Kulturlobby in die Chefetage der SRG. Öffentliche Propaganda für künstlich erhöhte Buchpreise machen zum Beispiel Illustratorin Claudia de Weck, Ehefrau von SRG-Generaldirektor Roger de Weck, sowie Chantal Balet, zusammen mit SRG-Präsident Raymond Loretan Teilhaberin des Lausanner PR-Büros Fasel Balet Loretan (FBL). Der Glaube an die Buchpreis-Polizei hat sich bereits tief in die Wirtschaftsdachverbände vorgefressen: Chantal Balet (FDP) war zuvor Chefin des Westschweizer Büros von Economiesuisse. Und in der Deutschschweiz wirbt Heike Scholten, bis 2009 stellvertretende Kommunikationschefin



Buchhochpreisinsel Schweiz: Ehepaar de Weck.

von Economiesuisse, für die Entfernung des Marktes aus den Buchläden. (upe)

Pierre Schaller, Direktor von Alcosuisse, dem Profit-Center der Eidgenössischen Alkoholverwaltung (EAV), gab unter dem Titel «Mit Ethanol dem Winter trotzen» eine Medienmitteilung heraus. Noch übt seine Behörde das Importmonopol des Bundes beim Ethanol aus und sorgt dafür, dass die Schweizer Wirtschaft zu «kostendeckenden Preisen» mit reinem Alkohol versorgt wird. Im Rahmen der Alkoholgesetz-Revision soll Alcosuisse privatisiert werden. Schaller empfiehlt sich bereits als Chefkoch einer Fondue-Beiz: «Kein Fondue ohne Ethanol», heisst es in dem Text. Endlich ein vernünftiger Ratschlag aus der Bundesverwaltung. (fsc)

Herr Zaki alias Ali S., der pakistanische Waffendealer, dessen Sozialhilfebetrug mit 24 Monaten bedingt belohnt wurde, bekam vom Sozialdepartement der Stadt Zürich nicht nur eine Haushälterin zur Verfügung gestellt. Für sich und seine Familie kassierte er monatlich 9121 Franken Sozialhilfe – streng nach den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos). Als nach dem Urteil im Fall Ali S. ein Sturm der Entrüstung durch die Leserbriefspalten fegte, schwieg die Skos. Der Grund: Präsident Walter Schmid ist «infolge eines längeren Urlaubs» erst Mitte August 2012 wieder erreichbar, wie es in einer automatischen Mail-Antwort heisst. Wie er seinen Urlaub nutzt, verriet Schmid bis Redaktionsschluss nicht. (cal)



«Längerer Urlaub»: Skos-Präsident Schmid.

Nachruf



«Sensationeller Fund»: von Bismarck.

Otto von Bismarcks Stimme — Kräftig der Schnauz, fleischig die Backen. Otto von Bismarck war ein Bär von einem Mann. Im Geschichtsunterricht stellte man sich lebhaft vor, wie dieser 247-Pfund-Kerl nach der Schlacht von Sedan sich neben den gefangenen Napoleon III. setzte und ihm, während im Hintergrund das französische Kaiserreich zusammenkrachte, mit väterlicher Stimme Trost zusprach. Was hätte man gegeben, wenigstens einen Moment lang dem grossen Junker zu lauschen? Dann letzte Woche plötzlich dies: «Sensationeller Fund!», titelte der Spiegel. «Tonaufnahme von Bismarck entdeckt!» In einer verlotterten Holzkiste, eingraviert auf Tonwalzen, aufgenommen von einem edisonschen Phonographen. Eine Minute 13 Sekunden lang plauderte Bismarck 1889 in die «Sprechmaschine» – damals eine revolutionäre Erfindung –, und erst noch in vier Sprachen.

Betrug!, fährt es einem beim Hören durch Mark und Bein. Was da aus dem Jenseits tönt, kann nicht der Eiserne Kanzler sein. Zwar war man gewarnt. Ein Stenograf, ein gewisser Herr Schmidt, hatte noch zu Bismarcks Lebzeiten behauptet, aus dem «colossalsten Manne» habe eine «fast frauenhaft schwache Stimme» gesprochen. Doch das Krächzen ab der Phonographenwalze unterbietet jeden Fistelklang, dass man sich wünscht, die Holztruhe wäre verschollen geblieben. Da Historiker jeden Irrtum ausschliessen, bleibt das Unvermeidliche nicht erspart. 114 Jahre nach seinem Ableben nehmen wir abermals Abschied – von der Illusion über die Person Bismarcks als Giganten sonorer Erhabenheit. Urs Gehrig

Null Risiko für Sozialbetrüger

Von Alex Baur — Obwohl der Waffenhändler Ali S. mindestens 200 000 Franken Sozialhilfe erschlichen hat, muss er nicht ins Gefängnis. Wie die Praxis zeigt, gehen Fürsorgebetrüger in der Schweiz faktisch straffrei aus. Die Sozialbranche will, dass das so bleibt.



Milde Strafe: Ali S. alias Herr Zaki.

Am letzten Montag hätte sich die 87-jährige Nelly W. vor dem Einzelrichter in Zürich verantworten müssen. Gemäss Anklage bezog die Witwe allein in den letzten zehn Jahren neben ihrer regulären Altersrente missbräuchlich 91 884 Franken an Ergänzungsleistungen. Tatsächlich war die Frau alles andere als arm, verfügte sie doch über Vermögenswerte – ein Ferienhaus in Spanien, Aktien, diverse Bankkonti, Bargeld – im Wert von weit über 100 000 Franken, die sie den Behörden verheimlicht hatte. Allein die 449 Goldvreneli, die sie zu Hause hortete, haben einen Wert von 59 543 Franken.

Die Sache flog auf, weil ein Bekannter Nelly W. verpiffen hatte. Bereits früher war beim Amt für Zusatzleistung der Stadt Zürich ein schriftlicher Hinweis auf den Betrug eingegangen. Weil der Tipp anonym war, verzichtete das Amt auf Abklärungen. Nach Ansicht des Verteidigers hätte man sich die Mühen der Untersuchung ohnehin ersparen können. Zwar ist der Sachverhalt unbestritten. Doch man habe seiner Mandantin den Zugang zum Sozialgeld so leicht gemacht, dass von betrügerischer Arglist keine Rede sein könne. Seit Nelly W. 1993 den Antrag auf Ergänzungsleistungen stellte, wurden ihre Vermögensverhältnisse nie genauer abgeklärt.

Nelly W. blieb dem Prozess unentschuldigt fern, worauf der Richter die Hauptverhandlung

vertagte. Am Verteidiger lag es nicht, er hätte auf eine Wiederholung verzichtet. Man hätte, so meinte der Anwalt am Rande des Prozesses, die Sache auch ohne die Angeklagte erledigen können. Weil die Staatsanwaltschaft bloss eine bedingte Strafe beantragt, spiele der Ausgang des Verfahrens für sie keine grosse Rolle. Abgesehen davon sei der Fall ohnehin längst verjährt.

Fälle wie jener von Nelly W. gehören zum Gerichtsalltag. Im Zuge der Debatten der letzten Jahre um den Sozialbetrug haben sich die Anklagen gehäuft. Ausser Spesen, die auf die Staatskasse genommen werden, bleibt am Schluss in der Regel aber nicht viel übrig.

Doppelt kassiert

Während diese Zeilen gedruckt werden, wird sich die 52-jährige Kosmetikerin Eva H., die 2005 angeblich ein Schleudertrauma erlitten haben will, in Zürich wegen Betrugs zu verantworten haben. Die Angeschuldigte hatte gleich doppelt kassiert. Gegenüber der Unfallversicherung machte sie mit gefälschten Quittungen einen Einkommensausfall von 193 356 Franken über zwei Jahre geltend. Beim Sozialamt jedoch hatte sie kein Einkommen deklariert, worauf sie knapp 98 970 Franken Sozialhilfe überwiesen bekam. In Tat und Wahrheit verdiente die Angeklagte in der fraglichen Zeit mindestens 50 000 Franken. Sie hatte dem-

nach weder Anspruch auf die Versicherungsleistung noch auf Sozialhilfe.

Im Fall Eva H. verlangt die Staatsanwaltschaft eine Strafe von 36 Monaten, die zur Hälfte vollzogen werden soll. Kommt der Antrag durch, wäre dies eine Sensation. In jüngerer Zeit wurde in der Schweiz kein einziger Fall bekannt, in dem ein Täter allein wegen eines Sozialbetrugs zu einer unbedingten Strafe verurteilt worden wäre. Dabei können sich über die Jahre schnell einmal Deliktsummen von mehreren hunderttausend Franken zusammenlappern.

So etwa im Fall des Waffenhändlers und Sozialbetrügers Ali S., über den die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe berichtete («Herr Zaki steht vor Gericht»). Obwohl der Pakistaner mit Schweizer Pass gegenüber dem Zürcher Sozialamt Umsätze in Millionenhöhe verheimlicht hatte, wurde er von der zweiten Abteilung des Bezirksgerichtes Zürich am 1. Februar mit einer Warnstrafe von 24 Monaten Gefängnis bedingt belegt. Mehr als eine symbolische Bedeutung hat dieses Verdikt nicht.

Ali S., dessen Machenschaften die *Weltwoche* im Februar 2007 aufgrund von Hinweisen aus dem Zürcher Sozialamt aufdeckte, hatte innerhalb von rund fünf Jahren Sozialgelder im Umfang von 543 666 Franken bezogen. Zuletzt zahlte das Sozialamt monatlich 9121 Franken an die sechsköpfige Familie, netto und steuerfrei. Anfang 2008 erteilte die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Zürcher Gemeinderates Ali S. einen Persilschein. Angeblich aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes verheimlichte die GPK den Betrugsverdacht, der sich schon damals aufdrängte. Wie die Untersuchung von Staatsanwältin Sabine Tobler später aufzeigte, war Fürsorgebezüger Ali S. über einen Strohhalm an Waffenexporten in Millionenhöhe beteiligt. Einen guten Teil der exorbitant hohen Gewinne seiner Firmen dürften korrupte pakistanische Beamten eingestrichen haben. Wie viel von der Beute für Ali S. abfiel, konnte nicht rekonstruiert werden.

Tatsache ist, dass Ali S. von der Firma Tep-Tex GmbH, die er mit gefälschten und rückdatierten Verträgen pro forma an einen Verwandten abgetreten hatte, im fraglichen Zeitraum Leistungen über mehr als eine halbe Million Franken bezog. Wie Gerichtspräsident Roland Heimann anlässlich der Urteilseröffnung erklärte, ging das Gericht aber zugunsten des Angeklagten davon aus, dass Ali S. «bloss» 200 000 Franken für private Zwecke verbraucht habe. Bei den restlichen Bezügen sei,

so Heimann, voraussetzen, dass es sich um Geschäftsspesen handelte. Denn der mit Waffen handelnde Sozialhilfebezügler war oft im Ausland unterwegs. Leider sollen die Geschäfte, die er auf seinen Reisen abschloss, nie einen Gewinn für ihn abgeworfen haben. Das behauptet Ali S. zumindest.

Theoretisch steht auf gewerbsmässigen Betrug bei Tatmehrheit eine Strafe von bis zu fünfzehn Jahren Gefängnis. In der Praxis sind unbedingte Freiheitsstrafen indes selten. Beim Sozialbetrug wird den Tätern meistens mildernd zugutegehalten, lasche Kontrollen hätten sie geradewegs zum Missbrauch verleitet. Fälle, in denen ein Richter den Strafraum voll ausgeschöpft hätte, sind keine bekannt. Die permanente Missachtung der gesetzlichen Vorgaben hat sich über die Jahre schleichend zu einer Art Gewohnheitsrecht entwickelt.

Bei Sozialbetrügerinnen kommt hinzu, dass sie nur in seltenen Ausnahmen die Verfahrenskosten zahlen oder gar Schadenersatz leisten. Weil das betriebsrechtliche Existenzminimum in der Regel unter den Ansätzen der Fürsorge liegt und Sozialgelder nicht gepfändet werden dürfen, haben Betrüger nach einer Verurteilung erst recht kein Interesse mehr an regulären Einkünften. Handelt es sich bei den Tätern um Ausländer, was meistens der Fall ist, kann in aller Regel auch nicht auf deren Vermögen oder Anwartschaften zurückgegriffen werden. Wer

aber keine Einkünfte hat, der hat ein Recht auf Sozialgeld – auch wenn er wegen Betrugs verurteilt wurde. Der Teufelskreis schliesst sich.

So wird auch Ali S. kaum je einen Rappen der ergaunerten Fürsorgegelder zurückzahlen oder für die Verfahrenskosten aufkommen. Richter Heimann und seine Kollegen vertraten vielmehr die Meinung, der Waffenhändler und seine Familie seien weiterhin «auf Sozialhilfe angewiesen». Überdies verfügte das Gericht die Herausgabe von 20 000 Franken, welche die Staatsanwaltschaft auf einem Konto des Strohmans von Ali S. beschlagnahmt hatte.

Die Missachtung der Vorgaben hat sich schleichend zu einer Art Gewohnheitsrecht entwickelt.

Schliesslich, so die formalistische Begründung, gehöre das Geld der Firma. Kurzum: Sieht man von gut hundert Tagen Untersuchungshaft ab, hat das Urteil für Sozialbetrüger Ali S. keinerlei Konsequenzen.

Gemäss der Doktrin der Sozialhilfekonferenz Skos, welche die Schweizer Fürsorgepolitik praktisch im Alleingang und frei von jeder demokratischen Kontrolle bestimmt, bringen Strafanzeigen gegen Sozialbetrüger in der Regel wenig. Die Skos unternimmt auch alles, dass sich daran nichts

ändert. Die Umwandlung von nicht bezahlten Bussen in Gefängnis zum Beispiel wird abgelehnt, weil dies die Resozialisierung behindern würde. Begünstigt werden die Betrüger auch durch den Datenschutz. So darf gemäss einem Rundschreiben des Datenschützers im Kanton Zürich von einem Fürsorgebezügler kein detaillierter Auszug seiner Bankkonten verlangt werden.

Eine Handhabe gegen Sozialbetrüger würde die vom Volk angenommene Ausschaffungsinitiative bieten. Sie sieht vor, dass die Täter ihr Aufenthaltsrecht automatisch verlieren. Das würde auch den internationalen Gepflogenheiten entsprechen, wonach jedes Land für seine in Not geratenen Bürger selber verantwortlich ist. Die Skos, die bereits im Abstimmungskampf gegen die Vorlage mobil machte, versucht nun deren Umsetzung zu verhindern. In einer offiziellen Stellungnahme vom 11. Februar 2011 behauptet die Branchenorganisation, die automatische Ausschaffung würde gegen die Verfassung verstossen. Als Remedur schlägt die Skos die Schaffung eines neuen Straftatbestandes (Art. 151^{bis} StGB) für den Sozialbetrug vor, der die Höchststrafe auf drei Jahre Gefängnis begrenzen würde. Bei diesem Strafraum müssten die Betrüger nicht einmal mehr in der Theorie mit einer unbedingten Strafe rechnen – und auch nicht mit einer Ausschaffung. ○



NatureSuisse – Einfach naturnah und tierfreundlich.

NatureSuisse vereint Nachhaltigkeit, höchste Qualität und Genuss. Alle Produkte* stammen aus einer naturnahen und tierfreundlichen Schweizer Landwirtschaft. Mit NatureSuisse geht ALDI SUISSE neue Wege in Sachen Transparenz. Die lückenlose Dokumentation Ihrer Frischfleisch- und Fleischprodukte sorgt für grösstmögliche Sicherheit.



Scannen Sie den QR-Code mit der Kamera Ihres Smartphones und Sie werden direkt auf die Produkt-Webseite von NatureSuisse weitergeleitet. Hier erfahren Sie mehr über die Rückverfolgbarkeit, die Qualitätsmerkmale sowie die Philosophie von NatureSuisse-Produkten.



*NatureSuisse umfasst momentan folgende Produkte: Schweinssteak Nierstück, Schweinsplätzli, Hackfleisch gemischt, Bauernbratwurst, Landrauchschinken, Hinterschinken, Delikatess Fleischkäse und Cervelas.



Im Gasometer

Von Henryk M. Broder — Die Juden bekommen noch eine Chance, ein neues Auschwitz zu verhindern.



Es ist, wie es ist. 21 Prozent der Deutschen unter dreissig wissen mit dem Begriff «Auschwitz» nichts anzufangen. Über 30 Prozent aller Deutschen haben keine Ahnung, in welchem Land die bekannteste Todesfabrik der neueren Geschichte gebaut wurde. Man mag sich darüber aufregen, sollte dabei aber nicht übersehen, dass jeder fünfte Hauptschüler in der Bundesrepublik so schlecht lesen kann, dass es für eine Berufsausbildung nicht reicht. Und dass der Berliner Regierende Bürgermeister vor einiger Zeit bei der Frage, von wann bis wann der Zweite Weltkrieg gedauert habe, passen musste.

Geht es aber um Auschwitz, fühlt sich sogar Günther Jauch gefordert. Letzten Sonntag hatte er vier Gäste in sein kuscheliges ARD-Studio in einem ehemaligen Berliner Gasometer eingeladen, um sich mit ihnen über die Frage «Gerät Auschwitz in Vergessenheit?» zu unterhalten. Da war eine 86-jährige Überlebende der Lager Auschwitz und Bergen-Belsen; ein nach dem Krieg geborener Sportreporter, dessen jüdischer Vater als Zwangsarbeiter in der Ölindustrie der Endlösung entkommen konnte; ein Schauspieler mit dem typisch jüdischen Vornamen Christian, dessen Mutter, eine «Halbjüdin», nach dem Krieg einen ehemaligen Wehrmachtsoffizier geheiratet hatte; und eine 24 Jahre junge, gutaussehende und völlig unbedarfte Aktivistin der Piratenpartei, die als «gläubige Jüdin» vorgestellt wurde.

Allein die Zusammensetzung der Runde machte klar, wer in Deutschland dafür zuständig ist, dass Auschwitz nicht in Vergessenheit gerät: die Juden beziehungsweise Menschen jüdischer Herkunft. Die arische Mehrheit von 99,9 Prozent hat diesen Job an die jüdische Minderheit outgesourct.

Das ist ungemein praktisch, denn erstens befreit es die Bio-Deutschen von der Verantwortung für ihre Vergangenheit, und zweitens verpflichtet es die Juden, dafür zu sorgen, dass sich die Geschichte nicht wiederholt. Die Juden, die zwischen 1933 und 1945 so schrecklich versagt haben, bekommen eine zweite Chance. Und wenn sie sich diesmal bewähren und ein neues Auschwitz verhindern, werden sie wieder bei Günther Jauch eingeladen werden.

Das ist ungemein praktisch, denn erstens befreit es die Bio-Deutschen von der Verantwortung für ihre Vergangenheit, und zweitens verpflichtet es die Juden, dafür zu sorgen, dass sich die Geschichte nicht wiederholt. Die Juden, die zwischen 1933 und 1945 so schrecklich versagt haben, bekommen eine zweite Chance. Und wenn sie sich diesmal bewähren und ein neues Auschwitz verhindern, werden sie wieder bei Günther Jauch eingeladen werden.

Keine Energiewende in Sicht

Von Silvio Borner — Die Schweiz will den Ausstieg aus der Atomenergie erzwingen. Das ist schlecht für unseren Wohlstand und schadet der Umwelt.

Vollmundig proklamiert die offizielle Schweiz eine Energiewende als Wunschalternative zur Kernkraft. Ziel ist eine atomfreie Dekarbonisierung dank Forcierung der Erneuerbaren und einer Revolution bei der Energieeffizienz. Doch was sind die Fakten und historischen Trends?

Seit der Industrialisierung ist der Energieverbrauch überproportional zur Wirtschaftsentwicklung angestiegen. Dabei wurde das Holz von der Kohle abgelöst, diese vom Erdöl überholt, welches wiederum den nächsten Jahrzehnten dem Erdgas den ersten Rang abtreten wird. Dabei werden weder die Kohle noch das Öl plötzlich verschwinden. Im Gegenteil: Das vergangene Jahrzehnt erlebte eine Renaissance der Kohle, deren Anteil fast so stark gewachsen ist wie Öl, Kernenergie und alle Erneuerbaren zusammen. Das ist vor allem die Folge des Energiehungers der Schwellenländer.

In der Schweiz hatten wir zwei Energiewenden. Zum einen erfolgte nach dem Ersten Weltkrieg eine strategische Abkehr von der deutschen Kohle. Hauptträger dieser beispiellosen Elektrifizierung war die Wasserkraft. Die Schweiz verfügte nicht nur über beste natürliche Voraussetzungen, sondern auch die Technologien für den Bau von Staumauern und den Einsatz von Turbinen. In den fünfziger und sechziger Jahren wurde klar, dass dieses Wasserpotenzial allmählich an Grenzen stiess: nicht nur an natürliche, sondern auch ökologisch-landschaftliche. Wiederum traf die Schweiz eine strategische Entscheidung zugunsten der Kernkraft und gegen Öl oder Gas. Sozialdemokraten und Umweltschützer gehörten zu den wichtigsten Promotoren. Die Technologie war weit entwickelt und das Know-how in der Schweiz vorhanden.

Am Ende leidet das Klima

In den letzten Jahrzehnten bahnte sich in der Schweiz eine zweite strukturelle Wende an. Es gelang, die Energieintensität des Wachstums zu bremsen, also Energieverbrauch und Wirtschaftswachstum zu entkoppeln. Hauptgrund dafür war die De-Industrialisierung unserer Wirtschaft, aber auch die wirtschaftlich und politisch motivierte Erhöhung der Energieeffizienz vor allem bei der Wärmedämmung und im Transport. Gegenläufig nahm jedoch die Elektrizitätsintensität zu, das heisst, der

Elektrizitätsverbrauch stieg stärker an als das Bruttoinlandprodukt (BIP). Einerseits sind dafür neue technologische Entwicklungen wie Computerisierung der Wirtschaft und Elektrifizierung der Haushalte verantwortlich, andererseits aber auch politisch gewolltes Umsteigen von fossiler auf elektrische Energie im Verkehr, im Antrieb von Motoren – oder neuerdings auf Wärmepumpen.

Nun soll eine dritte Wende von oben gewaltsam erzwungen werden: ausgerechnet eine zuerst relative und dann später absolute Absenkung des Verbrauchs von elektrischer Energie. Das wird nicht ohne hohe volkswirtschaftliche Wohlstandsverluste über die Bühne gehen können oder durch eigene fossile Erzeugung (Gas) oder schmutzige Importe verhindert werden müssen. Beides wären Rückschritte in Bezug auf die Dekarbonisierung und auch die Auslandabhängigkeit.

Gemäss der Internationalen Energieagentur ist zu erwarten, dass die globale Primärenergie bis zum Jahr 2035 um einen Drittel wachsen wird: durch eine moderate Intensivierung der Erdölförderung, einen schnellen Vormarsch des Erdgases und einen subventionsgetriebenen Ausbau der Erneuerbaren, aber auch einen Ausbau der Kernenergie um etwa ein Drittel. Die Rangfolge wird also auch 2035 gleich sein wie heute: 1. Öl, 2. Kohle, 3. Erdgas, 4. Erneuerbare (einschliesslich Wasser) und, mit



deutlichem Abstand: 5. Atomenergie.

Von Energiewende ist nichts zu sehen – weder bezüglich Wachstum noch bezüglich Struktur der Primärenergie. Allein die Zunahme zwischen 2010 und 2035 bei Öl, Kohle und Gas wird absolut höher sein als die Gesamtproduktion 2035 an Erneuerbaren (immer inklusive Wasserkraft). Es ist wahrscheinlich, dass irgendwann im nächsten Jahrhundert Öl, Kohle und Gas von den Erneuerbaren und der Kernenergie überholt werden. Aber das Ende des fossilen Energiezeitalters ist heute noch nicht in Sicht. Für die Schweiz ohne fossile Energieträger, mit praktisch ausgeschöpfter Wasserkraft und geringem Potenzial bei Wind und Sonne ist die Energiewende ein unrealistischer Weihnachtswunsch. Leider ist das keine gute Nachricht für das Klima, dem es egal ist, was die Schweiz oder Europa «einsparen», wenn der Zuwachs zu 90 Prozent in Nicht-OECD-Ländern und hauptsächlich fossil stattfinden wird.

Gerüchte, Skandale, Dreckschleudern

Von Hansrudolf Kamer — Wieder ist zu hören, der amerikanische Wahlkampf sei der schmutzigste aller Zeiten. Doch Anschwärzungen und Skandale prägen die Geschichte. Sie sind das Salz in der Politik.



Vor nicht allzu langer Zeit bezeichnete der Begriff Klatschmaul jemanden, der skandalöse Gerüchte verbreitet, ein Synonym für Journalist. Im späten 18. Jahrhundert bezahlten Politiker und andere Mitglieder

herrschender Klassen Druckern und Verlegern ansehnliche Summen, damit sie in ihren Organen persönliche Angriffe auf Gegner publizierten, getarnt mit ideologischen Argumenten.

Amerika ist bei weitem nicht das einzige, aber ein gutes Beispiel für solches Verhalten. Der ehemalige Redenschreiber Präsident Nixons und spätere Sprachkolumnist der *New York Times*, William Safire, beschreibt in seinem historischen Roman «Scandalmonger» eine Zeit, in der die hochverehrten Gründer der Republik, George Washington, John Adams, Thomas Jefferson und viele andere, damit beschäftigt waren, den politischen Gegner durch Gerüchte – und handfeste Lügen – fertigmachen.

Das Klatschmaul hiess James Thomson Callender, der von Jefferson insgeheim angeheuert wurde, um die Reputation seines Gegners Alexander Hamilton zu zerstören. Das Vorhaben gelang, und Jefferson wurde knapp gewählt. Doch Callender wurde wegen Volksverhetzung ins Gefängnis geworfen.

Sein nobler Auftraggeber wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Der *attack dog*, wie die Wahlkampfstrategen in beiden Parteien später genannt wurden, war in der feinen Gesellschaft nicht willkommen. Aus Rache verbreitete Callender das Gerücht, Jefferson habe eine Affäre mit der Sklavin Sally Hemings.

Allseits grosse Empörung! Es dauerte 200 Jahre, bis sich herausstellte, dass Callender recht hatte, und das offizielle Amerika die Nachkommen aus dieser berühmten Liaison reumütig akzeptierte. So lange braucht man heute in der Regel nicht, bis die Fakten ans Tageslicht kommen.

Das politische Amerika befindet sich, wie alle vier Jahre, im Catch-as-catch-can um die Präsidentschaft. Wieder heisst es, es sei die wichtigste Wahl in der Geschichte der Nation, und wieder rümpfen Tugendwächter die Nase über den «schlimmsten Wahlkampf» seit

Menschengedenken. Doch wer in der Vergangenheit stöbert, stösst kaum auf eine Wahlschlacht, die das Adjektiv «sauber» verdient hätte. Und alle Präsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg – vielleicht mit Ausnahme Eisenhower – waren höchst umstritten.

Verlässliche Freunde

Parteipolitik, ungehemmt und roh, manchmal raffiniert und machiavellistisch, prägt die Republik seit ihrer Gründung. Der Zweck heiligt die Mittel – nur weiss man nicht immer, wie das Ganze ausgeht. Mitt Romney benutzte nach seiner Niederlage in South Carolina einen alten Fernsehclip aus dem Jahr 1997, in dem der TV-Moderator Tom Brokaw die Abendnachrichten von NBC mit der Feststellung eröffnete, der Kongress habe den damaligen Speaker Newt Gingrich wegen vieler Fälle ethischen Fehlverhaltens verurteilt. Gingrich trat bekanntlich später zurück.

Brokaw und NBC meldeten sich vorletzte Woche und verlangten von Romney, dass er diesen TV-Spot sofort zurückziehe. Die Begründung lautete, Brokaw wolle keinen Schatten auf seine journalistische Objektivität fallen lassen. Die vielgerühmte Objektivität lag bereits im Schatten: Brokaws Formulierung war höchst irreführend. Von den 84 Anklagepunkten, die die Demokraten damals vor-

brachten, wurde gerade einer akzeptiert – ein rein technisches Versehen.

Gingrich strauchelte nicht deswegen, sondern weil er sich auch unter den Republikanern als höchst erratischer und unzuverlässiger Führer Gegner geschaffen hatte. Wer anfällig für Skandale ist, braucht verlässliche Freunde.

Einer, der es wissen muss, ist Dick Morris, der einst Präsident Clinton nach dem Fiasko der ersten zwei Amtsjahre rettete und ihn zur Wiederwahl führte – bevor ihn Clinton wegen eines Sexskandals fallenlassen musste. Der Skandal betraf Morris, nicht Clinton. Monica Lewinsky kam später.

Dick Morris hat eine ziemlich differenzierte Auffassung über das Negative im Wahlkampf. Der Wähler verfolge das Geschehen grundsätzlich mit Misstrauen und betrachte die kritischen TV-Spots als Information. Die Angriffe aufs Persönliche müssten aber glaubwürdig sein, andernfalls gehe der Schuss hintenheraus. Negatives schärfe die Auseinandersetzung, setze Politiker unter Druck, entblöse persönliche Stärken und Schwächen.

Die meisten Wähler geben in Umfragen an, sie hätten genug von dem unerbaulichen Gezerre. Sie bringen deshalb den «nattering nabobs of negativism» keine Zuneigung entgegen, wie Nixons skandalumflorter Vizepräsident Spiro Agnew einst die Journalistenzunft titulierte. Auch Gingrich erhielt Standing Ovationen bei den Fernsehdebatten, als er Journalisten in den Senkel stellte.

Paradoxerweise will niemand den positiven Journalismus. Die sowjetische *Prawda* – die Wahrheit – hat ihn unwiederbringlich in Verfall gebracht.



Der Zweck heiligt die Mittel: Präsidentschaftskandidat Gingrich im Wahlkampf.

Klirrend kalte Klimaerwärmung

Von Christoph Mörgeli

Hunderte von Kältetoten. Sibirische Temperaturen. Schneestürme in der Türkei und in Tunesien. Vereiste Wasserleitungen. Eingefrorene Stromnetze. Eigentlich sollten wir Durchschnittsmenschen annehmen, auch unsere Durchschnittsjournalisten würden sich gelegentlich Gedanken machen. Nämlich über ihre ständigen Horrorszenarien einer Treibhaus-Ozonloch-Klimaerwärmung. Der *Blick* titelt immerhin ironisch: «Klimaerwärmung, komm sofort!» Doch der *Tages-Anzeiger* meint griesgrämig: «Wegen der Klimaerwärmung werden die Bergwinter kühler».

Ups. Da wird ein Argument an den Haaren durch den Kakao herbeigezogen. Denn das Faktum der aktuellen Kältewelle ist für die Klima-Anheizer ideologisch ein Kälteschock. Der Bergwinter sei – so der *Tages-Anzeiger* – in den letzten zwanzig Jahren kälter geworden. Schuld daran trage die Eisschmelze am Nordpol. Aber gewiss doch. Ist doch logisch. Wegen der Hitze wird es kühler. Nach diesem Schema dürfen wir uns auf weitere spannende Artikelüberschriften freuen: «Wegen immer mehr Schulden werden die Staaten reicher.» – «Wegen der Bereitstellung von mehr Unterkünften kommen weniger Asylbewerber.» – «Wegen längeren SRG-Fernsehkonsums werden die Schweizer klüger.»

Die Klimadebatte der vergangenen Jahre geht auf keine Pinguinhaut. Man hat uns einen Eisbären aufgebunden. Die nördliche Halbkugel ist in den letzten zwei Jahrzehnten im Osten der USA, in Südkanada und Nord-europa im Winter deutlich kühler geworden. Dies passt irgendwie schlecht zum Dogma der globalen Erderwärmung. Und zur Weltuntergangsstimmung der rot-grünen Klimahysteriker. Zum Glück vernimmt man vermehrt besonnene, kritische Forscher. Diese meinen, der menschliche CO₂-Ausstoss sei eine zu vernachlässigende Grösse. Und die Klimaveränderung ein Teil der Natur. Ein anderer Teil der Schöpfung sind die Erfinder von CO₂-Gesetzen, CO₂-Abgaben und Uno-Klimagipfeln in Durban, Cancún oder Kopenhagen. Eine einzige wertvernichtende Umverteilungsübung. Damit die Panikmacher zu Geld und Macht kommen.

Der Weltuntergang ist vorderhand verschoben. Wenden wir uns besser der politisch-wirtschaftlichen Gross- und Kleinwetterlage zu. Etwa dem Regenschauer über den Euro-Rettungsschirmspannern. Oder dem Gewitter wegen amerikanischer Steuerstreitsüchtigen. Oder dem unterkühlten Betriebsklima im Bundesrat.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Alleingang stirbt wie Bankgeheimnis

Von Peter Bodenmann — Der bilaterale Weg ist am Ende. Auch wenn die Schweiz das erfolgreich verdrängt.



Fehlender Mut: FDP-Bundesräte Schneider-Ammann und Burkhalter (vorne).

Nehmen wir an, die Schweiz wäre Mitglied der EU. Mit dem Franken als eigener Währung. Was wäre im Jahre 2012 anders?

Vorteil 1 — Bund, Kantone und Gemeinden nehmen Geld zu negativen Zinsen auf. So wie dies Dänemark mit seiner fest an den Euro angebotenen Krone erfolgreich vormacht.

Vorteil 2 — Die Schweizer Konsumenten profitieren von europäischen Preisen. Auch bei den Lebensmitteln. Menschen mit kleinen und mittlerem Lohn haben real ein mindestens zehn Prozent höheres Einkommen.

Vorteil 3 — Der Flughafen Zürich ist ein europäischer Flughafen. Die Anflüge erfolgen über jene Landstriche, in denen am wenigsten Europäer unter dem Lärm leiden.

Vorteil 4 — Die Amerikaner würden es nie und nimmer wagen, die Bank Wegelin & Co. einzuklagen, sondern einen Kompromiss mit dem EU-Land Schweiz suchen.

Vorteil 5 — Die Schweiz rutscht nicht in eine Rezession; stattdessen sinken die Arbeitslosenzahlen wie im nahen Baden-Württemberg.

Vorteil 6 — Die Exportindustrie atmet auf. Und statt Arbeitsplätze ins Ausland zu verlegen, schafft sie Arbeitsplätze in der Schweiz.

Die SVP hat der Schweiz den bilateralen Weg aufgezwungen. Jetzt stecken wir in dieser Sackgasse. Dies zeigt sich selbst beim Energie-Dossier, wo die Schweiz dank Wasserkraft und zentraler Lage alle Trümpfe in der Hand hätte.

Zwischenstand der Verhandlungen: Die Schweiz kann mitmachen, aber nur, wenn sie das EU-Recht laufend ohne einen Pieps übernimmt. Niemand will sich mit uns an den Katzentisch setzen und noch einmal alles neu regeln. Die zuständigen FDP-Bundesräte haben nicht den Mut, uns das faktische Ende des bilateralen Weges mitzuteilen.

Das alles ist kein Grund zur Aufregung. Die Schweiz handelt immer erst, wenn es nicht mehr anders geht. Dies belegt nichts besser als der rasend schnelle Untergang des Bankgeheimnisses. Bereits haben wir 30 000 Amerikaner verraten. Um unsere Boni-Banker zu retten.

Noch vor fünf Jahren waren alle bürgerlichen Parteien felsenfest davon überzeugt, dass die Schweiz als steuerfreie Oase der Reichen eine grosse Zukunft vor sich habe. Heute bekennen sich die gleichen Parteien und die gleichen Politiker zu einer Weissgeld-Strategie für den Finanzplatz Schweiz. Die Stimmung ist gekippt, nicht dank antizipierender Einsicht, sondern weil es nicht mehr anders geht.

Noch verdrängen wir selbst die tiefe Rezession, in die wir rutschen. Aber die normative Kraft des Faktischen wird uns in Sachen EU-Beitritt einholen wie beim Bankgeheimnis.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das neue Licht von Bern

Von Kurt W. Zimmermann — In Burma wollen sie weniger Staat in den Medien. In Bern wollen sie das Gegenteil.

Die bekannteste Zeitung von Burma ist *The New Light of Myanmar*. Das Blatt wird von der Regierung kontrolliert. Darum beschreibt das Blatt oft die Grosstaten der Politiker.

The New Light of Myanmar schreibt zum Beispiel: «Der Abgeordnete U Shwe Mann besuchte in Indien eine Krabbenzucht und vertiefte dabei die Freundschaft zwischen den beiden Völkern.» Dazu gibt es ein Bild von U Shwe Mann in der Krabbenzucht.

Ungefähr so stellen sich auch unsere Politiker die idealen Medien vor. Der *Blick* würde dann zum Beispiel schreiben: «Der Abgeordnete Andreas Gross besuchte in Dänemark eine Lachsfarm und vertiefte dabei die Freundschaft zwischen der EU und der Schweiz.» Dazu gibt es ein Bild von Andreas Gross in der Lachsfarm.

SP-Nationalrat Gross ist einer unserer führenden Burmesen. Er kämpft seit Jahren dafür, dass die Schweizer Medien näher an die Politik herangeführt werden. Er kämpft dafür, dass die Politik die Medien stärker überwacht. Er ist seinem Ziel näher denn je.

Gross ist Mitglied in der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats. Diese will vom Bundesrat ein Gesetz zur Medienförderung. Die Politiker wollen explizit eine «direkte Förderung» der Medien, also staatliche Subventionen für die privaten Verleger. Die Verleger sind aus ihrer Sicht unfähig, ohne die Obrigkeit eine ausreichende Meinungsvielfalt anzubieten.

Sozialdemokratisches Risiko

Zur Einordnung müssen wir einen historischen Schlenker einbauen. In unserer Mediengeschichte gab es bisher nur ein echtes Risiko für die Meinungsvielfalt: Das waren die Sozialdemokraten. Sie unterhöhlten die Vielfalt durch ihre verlegerische Unfähigkeit.

Als sich ab den sechziger Jahren die Parteipresse auflöste, gelang den vormals freisinnigen und christdemokratischen Zeitungen die Öffnung zum Markt. Manchmal brauchte es dazu Fusionen, doch die wichtigen bürgerlichen Titel überlebten. Die Sozialdemokratie hingegen trieb ihre stolzen Traditionsblätter allesamt in den Ruin. 1997 gingen als letzte SP-Tageszeitungen die *Berner Tagwacht* und das *Zürcher Volksrecht* ein.

Seitdem ist die Linke traumatisiert. Sie ist seitdem besessen von der Idee, der Staat habe die Medien zu regulieren und der Steuerzahler müsse nun finanzieren, was ihr im freien Markt misslang. Neben Gross steht vor allem der frühere SP-Präsident Hans-Jürg Fehr für



Mehr Demokratie: *The New Light of Myanmar*.

diese Stossrichtung. Verleger Fehr leitet das linke Wochenblatt *Schaffhauser AZ* und führte es ebenfalls in den Misserfolg.

Die Linke ist jedoch nicht allein. Der Vorschlag für die direkte Medienförderung ging in der Staatspolitischen Kommission ohne Gegenstimme durch. Das ist erstaunlich, denn im Gremium sitzen zehn Politiker aus SVP und FDP, darunter liberale Köpfe wie Philipp Müller, Christoph Blocher, Rudolf Joder und Hans Fehr. Wie man sieht, verlässt sie die Liberalität sehr schnell, wenn sie die Presse besser in den Griff bekommen wollen.

Über Steuergelder für die Verleger, so der geplante Mechanismus, kann man ihnen Vorschriften machen. Die Vorschriften nennt man «Qualitätskontrolle». Man installiert dazu in der Presse eine Art Medienpolizei. Dasselbe Modell hat sich bei den privaten Radio- und TV-Stationen bereits etabliert. Dort bekommen die Medienhäuser fünfzig Millionen im Jahr. Sie haben darum staatliche Aufseher im Haus zu akzeptieren, die ihre Programme und ihre Personalpolitik überwachen.

The New Light of Myanmar schrieb soeben, man wisse, dass Burma in Sachen Freiheit noch weit hinter dem Westen liege. Aber es lohne sich, mehr Demokratie zu wagen. Darum wurde die staatliche Aufsicht über die Medien zuletzt deutlich gelockert.

Unsere Politiker finden das eher seltsam.

300 Millionen Franken von SBB-Kunden

Von Florian Schwab

In dieser Rubrik darf für einmal Erfreuliches vermeldet werden: Die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) müssen ab 2013 200 Millionen Franken mehr für die Benutzung des Schienennetzes an den Bund überweisen. Um die Rechnung bezahlen zu können, erhöhen die SBB ihre Preise um sechs Prozent (Generalabonnement 2. Klasse) beziehungsweise fünfzehn Prozent (3-Jahres-Halbtax). Davon verspricht sich der Staatsbetrieb Mehreinnahmen von jährlich 300 Millionen Franken.



Für Bahnfanatiker ist das eine Hiobsbotschaft. Auch der *Blick* ergreift verschwurbelt die Partei der Bahnkunden: «Die Bahnen sind uns lieb und teuer. Sie sollten nur nicht zu teuer werden. Sonst wird's richtig teuer – und zwar für alle.» Dabei handelt es sich um nichts anderes als einen sehr bescheidenen Beitrag zur Kostenwahrheit im Transportwesen. Denn bislang wird der staatliche Bahnmonopolist SBB vom Steuerzahler subventioniert. Es findet eine Umverteilung von allen Steuerzahlern zu den Bahnkunden statt, im Umfang von rund vier Milliarden Franken jährlich. Im Jahr 2010 kostete der Schienenverkehr laut volkswirtschaftlicher Rechnung den Bund zehn Milliarden Franken. Demgegenüber stehen Erträge von gut sechs Milliarden Franken (*Weltwoche* Nr. 4/12).

Die jetzige «Preiserhöhung» im Umfang von 300 Millionen Franken ist zwar ein Schritt in die richtige Richtung, von echter Kostenwahrheit ist man aber immer noch meilenweit entfernt. Dafür müssten die Tarife um den Faktor 2,5 angehoben werden. Ein 1-Jahres-Halbtax müsste neu mehr als 400 Franken kosten (bisher 165 Fr.), ein 2.-Klasse-Generalabonnement mehr als 8000 Franken (3350 Fr.) und ein 1.-Klasse-Generalabonnement mehr als 13 000 Franken (5350 Fr.).

Der bislang merkwürdigste Diskussionsbeitrag stammt von der Bahnfahrervereinigung Pro Bahn. Sie fordert eine Volksabstimmung über die SBB-Tarife. Das wäre eine Abstimmung nach dem Motto «Freibier für alle?». Die SBB-Kostenuhr tickt. Zehn Milliarden pro Jahr müssen irgendwo herkommen. Schon jetzt bezahlen die SBB-Kunden nur einen Bruchteil dieser Kosten. Die wahre Frage wäre: Sollen die Steuern erhöht werden, um SBB-Kunden ihr Generalabonnement zu subventionieren?

«Mit der Bank Wegelin haben sich die USA gezielt eine kleine, angreifbare Bank ausgesucht.» *Jürg Aeschbacher*



«Werte fallenlassen»: Bundesrat.

Stets laut, klar und offen

Nr. 5 – «Amerika und die sieben Zwerge»;
Pierre Heumann über den Bankenstreit

Ich möchte Ihnen für das treffende Titelbild der aktuellen Ausgabe der *Weltwoche* mit den sieben Zwergen ganz herzlich gratulieren! Sechs Zwerge und ein Schlumpf wären auch ganz okay gewesen. *Peter Maeder, per E-Mail*

Am Untergang der Bank Wegelin ist nicht der Bundesrat schuld, sondern der von der *Weltwoche* bewunderte und (zu) gierig gewordene «Messias des Bodenständigen» K. Hummler. Wer glaubt, der Bundesrat bzw. «die sieben Zwerge» könnten unsere Banken vor den berechtigten Angriffen der USA, Deutschlands, Frankreichs und anderer grosser Länder schützen, irrt. Wer glaubt, mit dem Geld von Steuerhinterziehern weiterhin gute Geschäfte zu machen, muss die Konsequenzen solch unüberlegten Handelns selber tragen. Nicht die USA haben die Bank Wegelin abgeschossen, sondern der «brillant formulierende und wortgewaltige» Privatbankier selbst. Steuerhinterziehung ist seit 2008 kein Kavaliersdelikt mehr – daran könnte auch ein von den Redaktoren der *Weltwoche* gewählter Bundesrat nichts ändern.

Thomas Chassé, Oberlunkhofen

Mit der Bank Wegelin haben sich die USA gezielt eine kleine, angreifbare Bank ausgesucht. Konrad Hummler hat in seinen «Anlagekom-

mentaren» stets laut, klar, offen nachgedacht. Er hat auch das Gebaren der USA schonungslos aufgedeckt. Was ist das eigentliche Ziel der USA? Sie wollen den Bankenplatz Schweiz zerstören. Das Motiv: Vorteile für US-Banken plus noch möglichst viele Bussengelder kassieren. Schliesslich ist die Staatskasse der USA mehr als nur leer. Die Schweiz hat durchaus scharfe Munition gegen die USA: Die Arbeitsplätze der Schweizer Banken in Amerika; Roche mit seiner US-Tochter Genentech; die Direktinvestitionen der Schweizer Industrie. Drohen, Druck machen, kurze Fristen setzen, klagen, das ist die Sprache, die die schiesswütigen Cowboys verstehen. Das scheint man in Bundesbern noch nicht begriffen zu haben. Wenn man sich dazu noch das Niveau im gegenwärtigen Wahlkampf in den USA ansieht, dann kommt man zum Schluss, dass es mit dem Land der begrenzten Freiheiten (USA) nicht sehr weit her sein kann. Die USA weigern sich übrigens seit Jahren, das bei ihnen eingelagerte Gold der Nationalbanken der Schweiz und Deutschlands zurückzugeben. Ob dieses Volksvermögen noch vorhanden ist?

Jürg Aeschbacher, Moosseedorf

Endgültig ist die Schweizer Bankierszunft in die Knie gezwungen worden, ehemals ein Bollwerk des Vertrauens, vielleicht eines der wichtigsten Alleinstellungsmerkmale der Schweiz in einer immer unsicherer wirkenden Welt. Ohne dass man einen Schweizer Bankier auch nur näher zu kennen brauchte, hätte ver-

mutlich die halbe Menschheit einem Vertreter dieser Zunft auch noch den letzten Notgroschen blind anvertraut. Vorbei. Für immer. Verspielt durch ungeschicktes Handeln, zugegeben, auch unter teilweise berechtigtem Druck, aber von aussen auf einen doch souveränen Staat. Welch langfristige Folgen dieser Vertrauens- und Ansehensverlust für alle Schweizer und für die Schweiz insgesamt haben könnte, kann der Schweizer Regierung wohl nicht klar sein, wenn nahezu «heilige», gar auch rechtsstaatliche Grundsätze – solch hohe Werte in heutigen Zeiten – respektlos einfach fallengelassen werden. Wo ist der Stolz der freien Schweiz, die sich derart vorführen lässt? Die Schweiz ist doch kein Entwicklungsland, das sich von Staaten mit gelegentlichen Allmachtsfantasien auch noch reglementieren lassen müsste. Neutralität, ein Eckpfeiler der Schweiz, fordert geradezu Stärke und Standhaftigkeit, oder soll auch diese Neutralität auf dem Altar einer europäischen oder internationalen Gleichschaltung bald geopfert werden?
Robert Kolb, Stuttgart

Die Folgerung aus diesem Fall ist: «Die Illusion des Rechtsstaates muss der Realität der Machtausübung weichen.» Die Notwendigkeit des Machtlobbyings (vor allem in den USA) muss von unserer Regierung erkannt und akzeptiert werden, sonst verlieren wir als Kleinstaat weiter. Es ist eine Illusion, zu glauben, es würde nur um den Finanzbereich gehen, es geht um «Wer nicht für mich ist, ist wider mich».

Amadeus von Arb, per E-Mail

Als einziges Land zahlt die Schweiz eine einseitige Abgeltungssteuer an Länder, deren Bürger Guthaben auf Schweizer Bankkonten haben. Obwohl das Schweizer Bankgeheimnis gemäss internationaler Wirtschaftspresse klinisch tot ist, entsteht dabei der fatale Eindruck, dass die Schweiz ein angebliches Unrecht mit Geld zudeckt. Die Banken sehen darin offenbar die einzige Möglichkeit, das von ausländischen Bürgern investierte Geld zu behalten, meines Erachtens ein Trugschluss. Die Schweiz will also Steuern, sogar rückwirkend, für fremde Länder eintreiben, für Länder, die uns seit Jahren mit ihren Forderungen nach Datensätzen, Ablasszahlungen, Bussen und Beitragserhöhungen an den IWF und die EZB drangsaliieren. Der Finanzplatz Schweiz wird aber nicht gerettet durch Schutzgeldzahlungen in Milliardenhöhe, ganz im Gegenteil. Die Eröffnung eines Bankkontos und die Annahme von Geldern ist keinesfalls strafbar und wird auch von allen Banken im benachbarten Ausland so praktiziert. Die sogenannte Weissgeldstrategie wird in keinem Nachbarland angewendet. Nur weil unsere drei Bundesrätinnen zu Ausführungsgehilfinnen der EU und der USA mutiert ha-

ben (Leuthard vs. Ramsauer, Widmer-Schlumpf vs. Schäuble und USA, Sommaruga vs. Migrantenfilz), besteht kein Anlass, am laufenden Band zu kapitulieren. Es gibt 750 000 Auslandschweizer, die ebenfalls Bankkonten auf ausländischen Banken haben und die zunehmend frustriert sind wegen der anbietenden Haltung unseres Bundesrates. Es genügt, sich in einem der zahlreichen Schweizer Klubs umzuhören, etwa in einer Amicale Suisse in Frankreich mit rund 90 000 Mitgliedern, um die Verunsicherung wegen des unsäglichen Lavierens des Bundesrates festzustellen. Das ständige Kapitulieren vor immer neuen Forderungen aus dem Ausland muss gestoppt werden. Genau hier und nicht anderswo ist Widmer-Schlumpf gefordert.

Heinz Klaus, Morissen

Zwischen schlecht und noch schlechter

Nr. 5 – «Unkraut verdirbt nicht»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Bei der Wahl eines Wirtschaftssystems, das den maximalen Nutzen der jeweiligen Gesellschaft bereitstellt, geht es immer darum, sich zwischen schlecht und noch schlechter zu entscheiden. Als geringstes ökonomisches Übel erwies sich ein Kapitalismus mit gewissen Spielregeln. Ob nun die roten Glücksbärchen mit einem Heer von Genossenschaften als Helden aus der fundamentalen Schlacht gegen Wohlstand und Sicherheit zurückkehren, weiss sonst wer. Dass aber dieselbe Partei, welche dem Kapitalismus das Handwerk legen will, für die Personenfreizügigkeit einsteht, ist faktischer Irrsinn, zumal der freie Personenverkehr die Öffnung des Marktes bis hin an die Grenzen der Europäischen Union verkörpert.

Alexander Burgener, Bern

Nur dort, wo es sinnvoll ist

Nr. 5 – «Personenkontrolle» über die Familie Pfammatter

Es war von Frau Susanne Pfammatter mit 3000 Franken Monatslohn (netto?) sicher nicht klug, sich als «arm» vorführen zu lassen. Trotzdem habe ich mir überlegt, dass viele voll Arbeitende nicht viel mehr als 3000 Franken netto pro Monat verdienen. Davon noch die Kinderkrippe zu bezahlen und so einen Arbeitsplatz mit zu finanzieren, ist praktisch nicht möglich. Glücklicherweise die Alleinerziehende, die durch Grosseltern oder Angehörige kostenlos unterstützt werden können und die Kinder so liebevoll betreut wissen. Sozialhilfe soll nicht ausgenützt, aber dort eingesetzt werden, wo es sinnvoll ist. Mit kleinen Kindern, die noch rund um die Uhr Betreuung brauchen, finde ich es sinnvoll, wenn Alleinerziehende dies selbst übernehmen können und die nötige Unterstützung finden.

Waltraud Zückert, Brig

Zugeben können sie es nicht

Nr. 5 – «Herr Zaki steht vor Gericht»;
Alex Baur über Sozialmissbrauch

Die Regierung entzieht Ueli Maurer jegliche finanzielle Mittel. Gleichzeitig sponsert sie jedoch einen Lieferanten der pakistanischen Armee. Dieser Betrüger konnte pro Monat insgesamt etwa 3000 Franken mehr an Sozialgeldern beziehen, als der Durchschnittsschweizer verdient. Das ist doch eindeutig unfair und vor allem unverhältnismässig. Die *Weltwoche* machte als einziges Medium darauf aufmerksam. Die linksgerichteten Politiker sehen, genauso wie die meisten anderen Schweizer Zeitungen, währenddessen nur weg. Das ist einfach. Der Staat und vor allem das Sozialamt haben wieder einmal Fehler gemacht. Zugeben können sie es nicht. Man kann sich tatsächlich fragen: Ist der Fall Zaki wirklich ein Einzelfall? Wenn nicht, dann ist klar, wo die Steuergelder landen.

Erwin Matthias, Tegerfelden

Überhöhte Preise

Nr. 5 – «Das Geld der anderen»; Florian Schwab über die Buchpreisbindung

Der Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband vertritt nur einen Teil der Schweizer Buchhandlungen. Viele kleinere und mittlere Buchhandlungen sind gegen eine Wiedereinführung der Buchpreisbindung. Diese hätte zur Folge, dass die Preise in Schweizerfranken durch deutsche Verlage (ca. 85 %) dem stationären Schweizer Buchhandel diktiert würden. 2007 ist die veraltete, durch das Kartellrecht verbotene Buchpreisbindung gefallen. Seither kam endlich Bewegung und Konkurrenz in die Preisbildung. Bei einer Wiedereinführung der Buchpreisbindung würden die Schweizer Buchhandlungen gezwungen, die Bücher zu überhöhten Preisen zu verkaufen. Die Gewinne würden ausschliesslich die ausländischen Verlage und die grossen Buchhandlungen generieren.

Madeleine Weck, Basel

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit einem Coop-Papiersack in der Migros einkaufen gehen?

Thomas Brunner, Forch

Jesses, nein, lassen Sie das! Wissen Sie denn nicht, was passiert, wenn man mit einem Coop-Papiersack in die Migros einkaufen geht? Man wird noch an der Kasse mit zehn Peitschenhieben bestraft. Und man kriegt nicht mal Cumulus-Punkte dafür! Und nein, Sie dürfen auch nicht mit einem Migros-Papiersack bei Coop einkaufen gehen. Ansonsten nimmt man Ihnen an der Kasse unverzüglich den Brotpass weg, zerschneidet die Supercard, und Sie dürfen nie mehr an einer Küchen-Trophy teilnehmen. Und will man sich das wirklich vorstellen, ein Leben ohne Küchen-Trophy? – Papperlapapp, natürlich dürfen Sie. Sie sind Kunde und somit König. Oder zumindest dürfen Sie zum Papiersack Ihres Vertrauens greifen. Wir leben in einem Land mit freier Papiersack-Wahl, Sie dürfen mit Ihrem Coop-Papiersack also in die Migros, zu Aldi, zu Lidl, in die Delicatessa, zu Gucci, zu Jelmoli und, wenn Sie wollen, auch in die Sauna gehen. Gehen Sie, wohin Ihr Coop-Papiersack Sie trägt.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Chaostage in der SVP

Seit der Wahlniederlage im Oktober ist die SVP aus dem Tritt. Kein zweiter Sitz im Bundesrat, der Fall Zuppiger, Streit und Indiskretionen in der Fraktion, Widerstand gegen Übervater Christoph Blocher: Was ist los mit der wählerstärksten Partei des Landes? *Von Philipp Gut*



«Wir Mitläufer müssen uns stärker einbringen»: Ständeräte Kuprecht, Jenny.

Die Verunsicherung ist spürbar. Man braucht kein überfeines Sensorium zu haben, um die Erschütterungen und Dissonanzen wahrzunehmen, die neuerdings die SVP erfasst haben. Jüngstes Beispiel ist der Wirbel um das Vizepräsidentium mit dem zuerst gewählten und dann doch nicht zur Verfügung stehenden Schwyzer Ständerat Alex Kuprecht und der zuerst unterlegenen und dann doch berücksichtigten Zürcher Nationalrätin Natalie Rickli. Wer soll da noch drauskommen?

Verstärkt wurde die Dynamik durch den Umstand, dass die Querelen detailliert nach aussen und in die Medien drangen. «Wie krank muss ein Fraktionskollege sein, der 1. Interna verbreitet und 2. Unwahrheiten», bilanzierte Nationalrätin Rickli das SVP-Fraktions-Theater auf Facebook.

Es sind nicht die Schlagzeilen, die eine Partei sich wünscht. Seit Monaten macht die SVP weniger durch politische Vorstösse und innovative Inhalte als durch Niederlagen und Affären von sich reden.

Blocher unter Beschuss

Die Chronologie des Schreckens begann mit den nationalen Parlamentswahlen im Oktober, bei denen die erfolgsverwöhnte Partei, die jahrzehntelang nur in eine Richtung rannte – aufwärts – einen unerwarteten Dämpfer einste-

cken musste. Statt der anvisierten 30 Prozent Wähleranteil büsste sie 2,3 Prozent ein und verlor gegenüber 2007 acht Mandate (wobei dazwischen die Abspaltung der BDP erfolgte; dies in Rechnung gestellt, beträgt der Verlust noch drei Mandate). Hinzu kam, dass auch der angekündigte Sturm aufs Stöckli mit den

Seit Monaten macht die SVP durch Niederlagen und Affären von sich reden.

Schwergewichten Christoph Blocher, Parteipräsident Toni Brunner, Fraktionschef Caspar Baader und dessen Nachfolger Adrian Amstutz fulminant scheiterte. Keiner der prominenten Exponenten schaffte den Sprung in den Ständerat. Was hinterher von den Granden schöneredet wurde.

Es folgte der Fall Zuppiger. Der SVP-Bundesratskandidat stolperte kurz vor den Wahlen über eine Erbschaftsaffäre, die die *Weltwoche* publik gemacht hatte.

Bei den Bundesratswahlen am 14. Dezember 2011 gelang es der SVP nicht, einen zweiten Vertreter in die Regierung zu entsenden, wie es ihrem Wähleranteil entspräche. Der überraschende und mit der Fraktion nicht abgesprochene Angriff auf den FDP-Sitz von Johann



Ständige Herausforderung: Nationalrat Blocher.

Schneider-Amman brachte das Blut vieler National- und Ständeräte in Wallung. Man verstand nicht, weshalb die Fraktionsspitze den letzten bürgerlichen Partner vor den Kopf stiess.

Eine *Chropfleerete* mit Parteileitung und Fraktion beruhigte die Situation nicht nachhaltig. Das neue Jahr begann, wie das alte aufgehört hatte: stürmisch. Der Meteoriteneinschlag der Hildebrand-Affäre, bei der Partei-Vize Blocher im Hintergrund eine Rolle spielte, indem er den Bundesrat über die Devisen- und Aktienspekulationen des Nationalbank-Präsidenten informierte, versetzte die Öffentlichkeit in einen emotionalen Ausnahmezustand. Blocher zog, obwohl er korrekt handelte, so viel Hass auf sich wie schon lange nicht mehr. Bei den Gegnern – aber nicht nur.

Auch in der eigenen Partei steht der «Jahrhundertpolitiker» (*Tages-Anzeiger*), der die SVP aus dem Getto einer etwas muffeligen Nischenpartei herausgeführt und zur nationalen Macht geformt hatte, unter Beschuss.

«Partei im Selbsterfleischungsmodus»

Man kommt um den Eindruck nicht herum, bei der SVP herrschten Chaostage. «Ja, es ist Feuer im Dach», bestätigt ein Nationalrat. Ein anderer spricht schonungslos von einer «Partei im Selbsterfleischungsmodus». Wie gross ist die Unruhe? Ist die SVP ernsthaft in der Krise?

Sind Blochers Tage als unangefochtenem Denker und Lenker der Partei gezählt?

Fest steht zunächst, dass in der Fraktion ein «gewisser Unmut» herrscht, wie sich ein Parlamentarier ausdrückt. Es gärt und brodeln, die Betriebstemperatur ist gestiegen, die Nerven liegen blank. Man hört von giftigen Auseinandersetzungen.

Die Ständeherren Alex Kuprecht (SZ) und This Jenny (GL) gehören zu den bekannten Kritikern der Parteispitze, Journalisten bauen ganze Artikelreihen auf den Aussagen der beiden auf. Wer immer ihnen ein Mikrofon hinhält, bekommt in der Regel eine Antwort.

Allerdings, und das ist für die Einschätzung der Lage entscheidend, von einer «Krise» der Partei wollen weder Kuprecht noch Jenny sprechen. Das sei «ganz eindeutig» nicht der Fall, sagt dieser. Auch inhaltlich bestehe Einigkeit, am Kurs gebe es nichts zu rütteln.

Ist also alles nur ein Sturm im Wasserglas? Wurde die angebliche Krise von den Medien herbeigeschrieben?

So einfach ist es nicht. Alex Kuprecht beobachtet eine «gewisse Transformation» in der SVP-Bundeshausfraktion. Vor allem frischgewählte Kollegen brächten eine «neue Denkart» ein. «So kann es nicht mehr weitergehen», sagten viele. Wie viele? «Mindestens die Hälfte», schätzt Kuprecht.

In konkreten Kritikpunkten stimmen Jenny und Kuprecht bis in Details der Formulierung überein. Beide betonen, die Diskussionen über Strategie und Personalplanung müssten intensiviert und «breiter abgestützt» werden. «Wir Mitläufer müssen uns stärker einbringen», sagt Jenny durchaus selbstkritisch.

Vom Aufstieg profitierten alle

Dass es seit Monaten vernehmlich rumort, liegt nicht nur an offensichtlichen Fehlern der Partei- und Fraktionsspitze. Der tiefere Grund liegt in der Niederlage bei den Wahlen. Solange alle vom Aufstieg der Blocher-SVP profitierten und die Partei regelmässig zulegte, hielten sich die internen Kritiker zurück.

Das weiss auch ein This Jenny. «Wir müssen uns von der Vorstellung verabschieden, im Schlafwagen nach Bern zu fahren», sagt der Glarner Ständerat. Wie immer haben seine Aussagen etwas Schillerndes, sie oszillieren zwischen Zustimmung und Kritik, oft im selben Satz. Die Parteileitung sei «gut beraten, jenen Gehör zu schenken, die Majorzwahlen gewinnen», sagt Jenny. Damit meint er Regierungs- und Ständeräte (wie er einer ist), die sich Mehrheiten über die Parteigrenzen hinaus erarbeiten müssen.

Auch Alex Kuprecht möchte, dass die Partei kompromissbereiter wird und vermehrt Allianzen mit den anderen bürgerlichen Parteien eingeht. Der unversöhnliche Ton und das Beharren auf Maximalforderungen brächten nichts, unheilige Blockade-Allianzen mit der

Linken seien zu vermeiden. Sonst drohe «Stillstand». Stattdessen müsse die SVP mehrheitsfähige Kandidaten aufbauen und den «grösstmöglichen Nenner» mit den bürgerlichen Elementen der übrigen Parteien suchen.

Und Blocher? Wie steht es um die Position des «grossen Manitu» (Jenny) innerhalb der SVP? «Es kann nicht sein, dass eine Partei von



Erschütterungen: Nationalrätin Rickli.

dieser Wählerstärke nur auf eine Person ausgerichtet ist», sagt Alex Kuprecht. Partei und Fraktion müssten sich «dringend auf die Ära nach Blocher ausrichten».

Der ewige Herbst des Patriarchen

Das mag richtig sein. Allerdings müsse man sich dafür auch anstrengen, gibt This Jenny zu bedenken. «Man kann Blocher schon vorwerfen, dass er die Debatten beherrsche. Aber er arbeitet auch 130 Prozent, während andere nur 30 Prozent arbeiten.»

Solche Aussagen machen deutlich: Die SVP ist in einem Blocher-Dilemma. Ein gewisser Überdruß ist spürbar, vom Personal in Bern bis zur Basis. Es sei eine «Absetzbewegung» im Gang, sagt ein Parteimitglied aus der Innerschweiz. Gleichzeitig spüren die Leute, dass Blocher nicht zu ersetzen ist. Blocher-Biograf und BaZ-Chefredaktor Markus Somm vergleicht die Situation mit einem Patriarchen und seiner Familie. «Der Alte lässt nicht los, die Kinder motzen. Sie sind schon 25, aber sie wohnen immer noch zu Hause. Sie wollen sein Geld.»

Das grosse Comeback Blochers und seine ungebrochene Wirkungskraft – zuletzt mit seinem Schlag gegen Hildebrand – ärgern nicht nur seine politischen Gegner. Auch für die eigenen Leute ist Blocher eine ständige Herausforderung, ein Stachel im Fleisch. «Ein

Patriarch, der es immer noch besser kann als die Erben: Das ist eine Zumutung», sagt Biograf Somm.

Blocher selber nimmt es gelassen. Angesprochen auf die Unruhe in der Partei, sagt er: «Ich erlebe das seit vierzig Jahren.» Er habe gelernt im Leben, «dass die Volksgunst schwankt». Die heutigen Auseinandersetzungen seien nicht zu vergleichen mit der Heftigkeit der EWR-Debatte von 1992. Die inhaltlichen Kontroversen, die in seiner Anfangszeit ausgetragen wurden, seien passé.

Und dann fällt einer jener typischen Blocher-Sätze. Während andere jammern und sich hintersinnen, sagt er: «Die Wahlniederlage ist ein grosses Glück für die Partei. Jetzt müssen wir mal wieder untendurch.»

Spuhler könnte, will aber nicht

Auch für Christoph Blocher ist klar, dass die Partei Fehler gemacht hat. Das 30-Prozent-Ziel bei den Parlamentswahlen öffentlich bekanntzugeben, sei falsch gewesen. Ebenso die Attacke auf den FDP-Sitz bei den Bundesratswahlen. Allerdings habe sich die spontane Aktion im Nachhinein als nützlich und gut herausgestellt. So sei der geheime Plan von Mittel links verhindert worden, den SVP-Kandidaten Hansjörg Walter auf den Sitz von Johann Schneider-Ammann zu wählen. Damit hätte die SVP einmal mehr einen Bundesrat bekommen, der lebenslanglich in Geiselschaft der Linken gewesen wäre.

Wer mit Blocher spricht, erhält nicht den Eindruck eines angezählten Kämpfers. Im Gegenteil: Es hat sich immer wieder als eine seiner Stärken erwiesen, dass er Kritik und Widerstand erträgt, ja dass sie ihn anspornen. «Muss es denn sein, dass immer alle fluchen über dich», habe seine Frau zu ihm gesagt. Darauf er: «Nein, aber man muss es in Kauf nehmen.»

Blocher weiss: Die Kritik an ihm, innerhalb und ausserhalb der Partei, die mit der Affäre Hildebrand wieder einmal Höchstwerte erreicht hat, ist ein Zeichen seiner Stärke. Dass die Medien ihn immer wieder totschieben, ist ein Beleg dafür, dass er noch lebt.

In der Partei ist keine Figur in Sicht, die Blocher so bald ablösen könnte. Der Einzige, der in Frage käme und der das nötige Format aufwiese, ist der Thurgauer Unternehmer Peter Spuhler. Doch der will nicht.

Wenn nicht alles täuscht, wird es in der SVP auf mittlerem Unzufriedenheitsniveau weiterumoren. Die Kraft, Blocher niederzuringen, hat keiner. Den Termin seines Abgangs wird er selber bestimmen. Und sollte in absehbarer Zeit der Erfolg zurückkehren, wird sich der Familienstreit auf mittlerem Zufriedenheitsniveau einpendeln. Zumal sich die aktuelle Kritik um Atmosphärisches sowie Umgangs- und Stilfragen dreht und keine alternativen Positionen auszumachen sind. ○

Kann die Schweiz gewinnen?

Der Finanzplatz Schweiz ist unter Dauerbeschuss. Die Nerven liegen blank. Es geistern unterschiedliche Begriffe und Positionen herum. Unaufgeregte Klärung tut not.

Von Pierre Heumann und Kurt Pelda



Hat da jemand Imperialismus gesagt? US-Finanzminister Timothy Geithner.

Gross ist die Unübersichtlichkeit im Steuerstreit zwischen den USA und der Schweiz. Vor allem auf Schweizer Seite jagen sich Mutmassungen, Deutungen und Ratschläge. Zum besseren Überblick liefern wir hier die wichtigsten Fragen und Antworten:

Wo liegt das Problem?

Die amerikanischen Steuerbehörden haben mindestens elf Schweizer Banken im Visier, weil diese Banken sich angeblich gegen die USA «verschworen» haben, um Amerikanern dabei zu helfen, ihr Geld vor dem US-Fiskus zu verstecken. Noch handelt es sich um unbewiesene Anschuldigungen. Die Frage, die noch nicht beantwortet wurde, lautet: Haben nur die elf angegriffenen Banken ein Problem? Oder hat die Schweiz ein Problem, weil der Zusammenbruch systemrelevanter Banken droht mit unabsehbaren Konsequenzen? Je nach-

dem, wie der Bundesrat diese Frage beantwortet, muss er aktiv werden – oder eben nicht. Viele Regierungen haben den Kampf gegen die Steuerumgehung verschärft. Der Respekt vor nationalstaatlichen Grenzen und Rechtsordnungen lässt nach.

Warum ausgerechnet die Schweiz?

Mehr als die Hälfte aller Amerikaner, die sich weltweit bei den Steuerbehörden selber angezeigt haben, sollen über ein Schwarzgeld-Konto in der Schweiz verfügen. Wichtig: Die bloss passive Annahme un versteuerten Geldes ist bis heute weder in den USA noch in der Schweiz verboten. Solche «Spitzfindigkeiten» interessieren die USA aber nicht mehr.

Was werfen die USA der Schweiz vor?

Amerika wirft Schweizer Banken vor, amerikanisches Recht verletzt zu haben, also amerikani-

sche Kunden aktiv zur Steuerumgehung angestiftet und beim Verstecken aktiv geholfen zu haben. Das sehen Schweizer Banken anders.

Haben die Banken Fehler gemacht?

Sicher. Sie hätten die US-Kunden der UBS nicht übernehmen sollen. Allerdings: Solange sie den Kunden nicht beim Steuernverstecken geholfen haben, haben sie – bis heute – keine Straftat begangen.

Was erwarten die USA von der Schweiz?

Alle Länder, die mit den USA wirtschaftliche Beziehungen unterhalten, sollen die Schlupflöcher stopfen – also auch die Schweiz. Amerikanische Steuerpflichtige müssen sämtliche ausländischen Bankkonten angeben, deren Saldo in einem Jahr 10 000 Dollar übersteigt. US-Bürger mit Geld in der Schweiz werden zum Beispiel dazu verpflichtet, eine Kapital-

gewinnsteuer zu entrichten, eine Fiskalabgabe, die es im Schweizer Recht nicht gibt.

Was erhofft sich Amerika?

Der amerikanische Fiskus hofft, die in der Schuldenkrise dringend benötigten Steuereinnahmen zu steigern. Ob das gelingt, hängt allerdings davon ab, ob Steuerflüchtlinge nicht andere Wege und Staaten finden, um ihr Geld zu verstecken.

Und der weltweite Steuerwettbewerb?

Indem Washington versucht, seine Gesetze und Steuersätze weltweit durchzusetzen, wird der weltweite Steuerwettbewerb ausgeschaltet. Diese zwischenstaatliche Konkurrenz war ein Sicherheitsventil, um zu verhindern, dass die Steuersätze nicht in schwindelerregende Höhen klettern. Der drohende Wegfall des Fiskalwettbewerbs wird die Steuersätze weltweit steigen lassen. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass dies nur die Reichen treffen werde.

Sind die Amerikaner Heuchler?

Ja. Die USA bieten vielen Steuerflüchtlingen Schutz. Die Steuergesetze in den Vereinigten Staaten sind für Ausländer lockerer als in vielen anderen Ländern. Die USA hinken in der Rechtsprechung jenen Ländern deutlich hinterher, die sie als Steueroasen bezeichnen. Sie lassen es zum Beispiel zu, dass Mexikaner ihren Reichtum in Florida bunkern. Miami ist keine Ausnahme. Konten von Ausländern bleiben nicht nur dem amerikanischen Fiskus verborgen, sondern auch ausländischen Behörden. Potenzielle Schwarz- und Drogengelder werden auf US-Konten diskret behandelt und zu 100 Prozent verzinst. In Amerika würden Ausländer mehr als drei Billionen Dollar vor ihren Steuerbehörden verstecken, schätzt Nick Shaxson in seinem Buch «Treasure Islands».

Was wissen die USA?

Die amerikanischen Behörden sind sehr gut über Geschäftsbeziehungen von US-Bürgern zu Schweizer Banken informiert. Das Wissen verdanken sie mehreren Quellen. Nach dem UBS-Deal wurden die Daten von mehr als 4000 UBS-Kunden in die USA transferiert. Seit 2009 laufen freiwillige Selbstanzeige-Programme. Reuige Steuersünder versorgen den US-Fiskus mit belastenden Informationen über Banker und Banken, die ihnen halfen, Steuern zu sparen. Schweizer Behörden haben zudem neulich an die 20 000 Seiten mit kodierten Daten nach Amerika überwiesen.

Welche Folgen hat der UBS-Deal?

Wer sich als Steuersünder anzeigt und alle Informationen über seine Bank auf den Tisch legt, kann mit einem mildereren Strafmass rechnen. Mehrere zehntausend US-Bürger haben davon Gebrauch gemacht: Sie zeigten ihre Kontoauszüge, gaben den Namen ihres Kun-

denberaters preis und verrieten, mit welchen Methoden die Bank geholfen hat, Steuern zu sparen. Die Amerikaner wissen deshalb bestens über die Geschäftsmethoden der Schweizer Banken Bescheid.

Welche Informationen lieferte Bern?

Unter dem Titel «Amts- und Rechtshilfe» haben auch die Schweizer Behörden rund 20 000 Seiten mit kodierten Daten nach Amerika überwiesen. Die Finma hat zum Beispiel Gesuchen der amerikanischen Börsenaufsicht stattgegeben, Informationen über zwei Banken herauszurücken. Diese stehen im Verdacht, von der Schweiz aus US-Kunden aktiv betreut zu haben, was eine Bewilligung der US-Behörde voraussetzt. Ausgeliefert wurden auch Weisungen der Bank, Geschäftsregle-



Unkodierte Daten: Widmer-Schlumpf.

mente oder Ausbildungsmanuals, aber keine Kundendaten. Die Informationen einer Bank wurden mit Einwilligung der Finma an das Department of Justice weitergeleitet, das geltend machte, es könne sich um einen Straftatbestand handeln. Die Kundendaten und die Namen der Kundenberater bleiben vorerst geschwärzt oder kodiert. Die Informationen sind für die amerikanischen Behörden aber trotzdem nützlich. Sie sind eine taugliche Grundlage für Gruppenanfragen.

Was sind Gruppenanfragen?

Bei Gruppenanfragen müssen weder die Identität noch die Kontonummer des amerikanischen Bankkunden bekannt sein. Es reicht, wenn die amerikanische Steuerbehörde nach typischen Verhaltensmustern forscht. Die Bank ist verpflichtet, die Daten herauszurücken, sobald ein Kunde die Kriterien erfüllt.

Zu den Kriterien gehören zum Beispiel häufige Reisen nach Zürich oder regelmässige Telefonate mit Schweizer Vorwahl. Solche Anfragen könnten die amerikanischen Behörden aufgrund der E-Mails stellen, die kürzlich an die USA ausgeliefert wurden.

Sind Gruppenanfragen zulässig?

Ursprünglich hatte der Bundesrat Gruppenanfragen für Fälle von Steuerhinterziehung ausgeschlossen. Davon rückt er jetzt ab. Er will Gruppenanfragen mit einer Ergänzung zum Doppelbesteuerungsabkommen mit einem neuen Paragraphen verankern. Der Ständerat hat dem bereits zugestimmt. Im Nationalrat ist das Geschäft für die Frühjahrssession traktandiert. Wird es angenommen, können die USA einen Erfolg verbuchen. Sie könnten zudem darauf dringen, dass Gruppenanfragen auch ohne Verdacht möglich sein werden. Damit hätten die amerikanischen Steuerbehörden ein wichtiges Ziel erreicht.

Wie holen sich die USA Informationen?

Die Anklageschrift gegen die Bank Wegelin zeigt, mit welchen Detektiv-Methoden sich die US-Behörden Informationen beschaffen. Die Überwachung von Dollar-Überweisungen und des E-Mail- und Postverkehrs sowie abgehörte Telefongespräche und die Verhaftung eines Wegelin-Mitarbeiters in Miami sind Standard. So erhält die US-Justiz ein immer genaueres Bild von den Vorgängen und Verantwortlichkeiten bei Wegelin, die auch nach dem Fall UBS amerikanische Kundengelder akquirierte.

Was bedeutet eine Anklage?

Wird eine Schweizer Bank in den USA wegen «Verschwörung gegen die USA» des Steuerbetrugs angeklagt, hat das schwerwiegende Auswirkungen – auch wenn ein Institut wie Wegelin keine physische Präsenz in Amerika aufweist. Schon eine – unbewiesene – Klageschrift genügt, um ein angesehenes Institut zu Fall zu bringen. Selbst wenn es nie zum Prozess kommt, verliert das betroffene Finanzinstitut sofort Kunden und bekundet Mühe, neue Gelder anzuziehen.

Andere Banken meiden Geschäfte mit der angeklagten Firma, weil sie so selbst ins Visier der US-Justiz geraten würden. Dollartransaktionen über Korrespondenzbanken in den USA abzuwickeln, wird praktisch unmöglich. Eine in den USA angeklagte Bank müsste sich ganz auf den Euro-Raum konzentrieren. Auch der Reputationsschaden ist gross. Nach einer Anklage seien betroffene Mitarbeiter und Manager in der Schweizer Bankenszene «weg vom Fenster», meint ein Genfer Bankier, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Für kleine Banken kann die kumulierte Wirkung von Kundenverlusten, Reputationsschaden und Rechtskosten schnell existenzbedrohend sein. Grössere Banken mit eigenen Filialen in



Kakofonie: Justizministerin Sommaruga.

den USA sind besser in der Lage, die negativen Folgen abzufedern.

Wie kann man Anklagen vermeiden?

Banken können darauf verzichten, Kundengelder aus den USA anzunehmen. Institute, die keine Lehre aus dem Fall UBS gezogen haben, werden sich wohl auf eine kostspielige Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Fiskus einlassen müssen. Helfen kann ihnen auch die Auslieferung von Kundendaten. Oder das Zahlen hoher Bussen.

Wie ist der Bundesrat zu beurteilen?

Zwiespältig. Falsch war sicherlich die mehrfach geäußerte öffentliche Kritik an den Schweizer Banken. So wurde die Verhandlungsposition der Schweiz geschwächt. Der Bundesrat tolerierte, zweitens, dass die Amerikaner während der Verhandlungen mit der Schweiz gegen Schweizer Banken vorgingen. Unprofessionell wirken die sich ausschliessenden Aussagen einzelner Bundesräte zur Strategie. So war Finanzministerin Widmer-Schlumpf der Meinung, die USA sollten unkodierte Daten erhalten, während Justizministerin Sommaruga – aus unserer Sicht zu Recht – auf Verschlüsselung pochte. Innenpolitisch geschwächt als Verteidigerin des Bankgeheimnisses ist Finanzministerin Widmer-Schlumpf ohnehin. Sie möchte auch für Schweizer Steuerhinterzieher das Bankgeheimnis ausser Kraft setzen.

Wer ist eigentlich zuständig?

Bis Ende Dezember lag die Federführung für die Lösung des Steuerstreits bei Widmer-Schlumpf. Neuerdings spielt auch Justizministerin Simonetta Sommaruga eine wichtigere Rolle. Die Zuständigkeiten scheinen nicht

mehr klar geregelt. Medien sprechen von einer Kakofonie und vermissen eine «ordnende Hand» (NZZ). Parlamentarier werfen dem Bundesrat eine «wirre und unvollständige Informationspolitik vor». Dies schwächt die Verhandlungsmacht gegenüber den USA. Das fällt auf Unterhändler Michael Ambühl zurück, der Mühe hat, sich in Washington durchzusetzen.

Wo stehen die Parteien?

Statt geschlossen hinter dem Finanzplatz zu stehen, streiten sich Politiker und Banker darüber, wie dem Angriff aus Amerika zu begegnen sei. Die Schweiz dürfe sich von den USA nicht erpressen lassen, fordert ohne klare Strategievorschläge die SVP. Die SP verlangt demgegenüber «ultimativ einen Kurswechsel des Finanzplatzes»; für ihr Ziel, das Bankgeheimnis aufzulösen, nimmt sie jetzt die Schützenhilfe der USA in Anspruch. Sogar im bürgerlichen Lager werden die Banken kritisiert, was die Verhandlungsposition der Schweiz gegenüber den USA schwächt. FDP-Präsident Fulvio Pelli wirft den Banken Fehler vor und ärgert sich über die Kommunikation von Sommaruga und Widmer-Schlumpf, die mit ihrer Informationspolitik dem Finanzplatz schaden würden.

Was will der Bundesrat?

Der Bundesrat versucht die Banken zu schützen, indem er mit den USA über eine «Globallösung» verhandelt. Das bisherige Ergebnis der Verhandlungen kann nicht befriedigen. Wären sie erfolgreich gewesen, wäre der Verkauf von Wegelin verhindert worden. Für bereits Angeklagte greift die Globallösung nicht.

Was beinhaltet die Globallösung?

Derzeit kann man aber nur darüber spekulieren, wie die Globallösung aussehen wird. Kommt sie zustande, sollen die Banken und deren Mitarbeiter straffrei ausgehen. Zu den kursierenden Vorschlägen zählen eine Selbstdeklaration der Kunden, dass ihre Vermögenswerte

Statt geschlossen hinter dem Finanzplatz zu stehen, streiten sich Politiker und Banker.

ordnungsgemäss versteuert sind, eine Abgeltungssteuer und Ablasszahlungen der betroffenen Banken. Wie hoch die Ablasssumme sein wird, ist Gegenstand der Verhandlungen, die bereits seit 2008 laufen und diese Woche in Washington weitergeführt werden.

Genügt die Globallösung?

Eine politisch ausgehandelte Globallösung bietet zwar Schutz vor neuen Klagen gegen hiesige Banken. Aber bereits droht ein neues Gesetz, das auch die Schweiz treffen wird. Die USA wollen ihr Steuerrecht weltweit durchsetzen. Deshalb haben sie ein Gesetz verabschiedet – den



Notverkauf: Ex-Wegelin-Chef Hummler.

Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) –, das eine Quellensteuer von 30 Prozent vorsieht. Die Meldepflicht für im Ausland liegende Vermögenswerte bleibt dabei aber bestehen, was dem Schweizer Konzept einer Abgeltungssteuer diametral entgegensteht. Die Fatca würde dem Fiskus weltweit und über einen Zeitraum von zehn Jahren schätzungsweise 8,5 Milliarden Dollar in die Kasse spülen.

Und wenn die Verhandlungen scheitern?

Scheitern die Verhandlungen zwischen der Schweiz und den USA, sind weitere Klagen und allenfalls weitere aussergerichtliche Einigungen zu erwarten. Die Fatca soll zudem schrittweise bis zum 1. Januar 2013 in Kraft gesetzt werden. Die darin enthaltenen Melderegeln gelten nicht nur für ausländische Banken und Versicherungen, sondern auch für eine Vielzahl von Investmentgesellschaften, Fonds und Vermögensverwalter, die Geschäfte mit US-Bürgern oder Firmen mit amerikanischer Beteiligung betreiben. Mit dem Monstergesetz verfügen die USA schon heute über eine massive Drohkulisse gegen Unternehmen in aller Welt. Die Idee ist dabei, dass ausländische Finanzintermediäre, die in den USA tätig sein wollen, denselben Melderegeln wie US-Finanzinstitute unterstellt werden. Wer keinen entsprechenden Vertrag mit der US-Steuerbehörde unterzeichnet, riskiert eine Quellensteuer von 30 Prozent auf alle Zahlungen, die er aus Amerika erhält.

Fazit

Wird sich die kleine Schweiz den Schockwellen, die vom US-Steuerimperialismus ausgehen, entziehen können? Die bisherigen Erfahrungen mit dem Steuerstreit sind nicht dazu angetan, diese Frage positiv zu beantworten. ○

Wink mit dem Zellenschlüssel

Der Arm der amerikanischen Steuerbehörde ist lang. Sie kann Personen belangen, selbst wenn diese nie einen US-Pass besaßen. Ein Insider berichtet.

Von Steven E. Kraft

Noch vor Sonnenaufgang klopfen zwei US-Steuerpolizisten an die Türe einer alten, invaliden Frau und führen sie ab. Die US-Steuerbehörde beschuldigt sie, ein Schweizer Bankkonto nicht offengelegt zu haben – gestützt auf die Informationen, die der IRS (Internal Revenue Service) via Schweizer Behörden von einer schweizerischen Bank erhalten hat. Der Frau wird eröffnet, es drohe eine hohe Busse und im Falle einer Strafverfolgung eine Gefängnisstrafe von bis zu zehn Jahren.

Dies ist die Strafobergrenze für US-Bürger, die für ihr Auslandvermögen von mehr als 10 000 Dollar keinen Foreign Bank Account Report (FBAR) einreichen. Und US-Bürger wird man leichter, als man denkt – es genügt, in den USA zur Welt zu kommen. Und schon beginnen die Komplikationen.

Nehmen wir als fiktives Beispiel das Kind schweizerischer Eltern, das in New York geboren wird und ab dem Alter von sechs Monaten in der Schweiz lebt. Es hatte nie einen US-Reisepass oder eine US Social Security Number, träumt in Schweizerdeutsch und kennt nur Schulenglisch. Der Ehegatte hat einzig das Schweizer Bürgerrecht. Die Hochzeitsreise führt nach New York, endet aber schon am Zollschalter im Flughafen JFK, denn unser Beispielkind hat nie im Leben daran gedacht, dass es amerikanisch-schweizerischer Doppelbürger ist und deshalb zwingend einen amerikanischen Pass benötigt, um in die USA einzureisen. Ohne den obligatorischen amerikanischen Pass einzureisen, ist eine Straftat.

Als ob der Wege nicht schon genügend wären, eine Ehe ungewollt zu komplizieren: Auch in Steuersachen kann Uncle Sam den Schweizer Ehepartner eines Doppelbürgers nachhaltig piesacken. Halten die beiden ein gemeinsames Bankkonto mit einem Saldo ab 10 000 Dollar oder ist der Doppelbürger für das Konto des Schweizer Ehepartners zeichnungsberechtigt, so müssen beide Namen auf dem FBAR stehen. Mit dem Effekt, dass die Schweizer Bank die Doppelbürgerschaft erkennt und nunmehr verlangt, die Berechtigung des Doppelbürgers am Konto sofort aufzugeben.

Da würde mancher stattdessen lieber das US-Bürgerrecht aufgeben. Das bedingt persönliches Erscheinen bei der amerikanischen Botschaft in Bern, doch die Wartezeit beträgt 18 Monate. Also den Termin in einem anderen Land vereinbaren. Doch aufgepasst: Mit der Aufgabe des Bürgerrechts allein verschwinden die Steuerpflichten gegenüber dem *US taxman*

nicht. Diese sind für die letzten sechs Jahre zu erfüllen. Es sind also Steuererklärungen und FBAR für sechs Jahre nachzureichen und wahrscheinlich Nachsteuern, Zinsen und Busse, sicher aber Honorare für Steuerberatung zu bezahlen. Und bis zum guten Ende werden die Nerven strapaziert bleiben.

Besonderes Amnestieprogramm

Wie aber steht es um das Risiko, dass der Doppelbürger zusätzlich in die Mühlen der amerikanischen Steuerjustiz gerät? Dass er bei seinem nächsten Flug in die USA am Flughafenzoll von IRS-Agenten abgeführt wird? In Fällen wie dem hier beschriebenen habe ich in den gut dreissig Jahren, in denen ich in der Schweiz ausschliesslich US-Steuerpflichtige mit Bezug zur Schweiz betreue, keine einzige Strafverfolgung wegen Verstosses gegen die FBAR-Regeln erlebt. Und das, obschon laut IRS-Statistiken mindestens die Hälfte der im Ausland lebenden US-Steuerpflichtigen gesetzwidrig keine US-Steuererklärungen und entsprechend auch keine FBAR einreicht.

Dazu muss man folgendes wissen: Wer seine Steuerpflichten vernachlässigt hat, kann sich über ein besonderes «Amnestieprogramm» reinwaschen und einer Gefängnisstrafe entgehen. Vorausgesetzt, dass der Pflichtige sich selber für das Programm anmeldet, sein strafbares

Verhalten anerkennt, die hinterzogenen Steuern samt Zinsen nachzahlt, eine Busse bezahlt und zusätzlich einen Prozentsatz vom höchsten Saldo der verheimlichten Aktiva während der letzten acht Jahre. Dieser Prozentsatz beträgt aktuell 27,5 Prozent für US-Steuerpflichtige mit US-Wohnsitz, aber nur 5 Prozent für Pflichtige, die sich durch ihren ausländischen Wohnsitz für das Programm qualifizieren.

Hinter dieser Differenzierung steht der primäre Fokus des IRS, Pflichtige mit US-Wohnsitz zu belangen und für solche mit ausländischem Wohnsitz einen Anreiz zu rechtskonformem Verhalten zu schaffen. Dagegen interessiert sich der IRS sehr viel weniger für Pflichtige im Ausland, die dort Kontobeziehungen zum Zwecke ihres gewöhnlichen Lebensunterhalts und ohne Anzeichen exotischer Hinterziehungskonstrukte unterhalten. Das hat einen einleuchtenden Grund: Die meisten von ihnen tragen dem US-Fiskus wenig oder nichts ein, weil die von ihnen im Ausland bezahlten Steuern vollumfänglich auf ihre amerikanische Steuerschuld angerechnet werden. Fazit: Ja, Doppelbürger-Ehepaare mit Schweizer Wohnsitz leben komplizierter. Aber weniger gefährlich als Amerikaner, die vor Ort gegen FBAR-Regeln verstossen.

Der US-Bürger Steven E. Kraft (C.P.A.) ist Steuerberater. Er betreut Personen mit Bezug zur Schweiz, die in den USA steuerpflichtig sind.



Und schon beginnen die Komplikationen: Douglas Shulman, Chef der amerikanischen Steuerbehörde.

Meister der Abschreckung

Hinter den Angriffen auf Schweizer Banken steht der hochintelligente New Yorker Star-Staatsanwalt Preet Bharara, die brillianteste Waffe der US-Demokraten gegen die «Superreichen». Es geht auch um Doppelmoral. Von Matthias Rüb



«Sheriff der Wall Street»: Chefstaatsanwalt Bharara.

Preet Bharara erzählt in letzter Zeit gerne von seinem jüngeren Bruder Vinnie. Der studierte wie Preet an der Columbia Law School Jura, versuchte sich aber nach ein paar Lehrjahren in einem New Yorker Anwaltsbüro als selbständiger Unternehmer. Beim ersten Versuch, einer Internet-Tauschbörse für Autogrammkarten von Sportlern, investierte Preet noch ins Startup des jüngeren Bruders. Der Geschäftserfolg blieb aber aus. Beim zweiten Anlauf von Vinnie, mit der Website Diapers.com Babywindeln übers Internet zu vertreiben, mochte Preet kein Geld mehr riskieren. Er hätte es besser wissen müssen. Denn Babys machen immer, was sie machen. Vor anderthalb Jahren übernahm Amazon den Internet-Windelladen von Vinnie Bharara für gut eine halbe Milliarde Dollar.

Aber schliesslich ist ja auch aus Preet Bharara etwas geworden, wenn auch (vorerst?) kein steinreicher Mann: Seit 2009 ist Preet Bharara Chefstaatsanwalt des Gerichtsdistrikts Süd im amerikanischen Bundesstaat New York und leitet eine Behörde mit gut 230 Anklägern und Ermittlern. Sein Porträt zierte die Titelseite der jüngsten Ausgabe des Nachrichtenmagazins *Time*. In dem Beitrag werden Werdegang und die Arbeitsweise des «Sheriffs von der Wall Street» geschildert, wie er den raffgierigsten Finanzhaien auf die Schliche gekommen ist und schon fast fünf Dutzend von ihnen hinter Gitter gebracht hat. Sein jüngster Fall ist der gegen die traditionsreiche Sankt Galler Privatbank Wegelin, deren New Yorker Mitarbeiter Bharara bei der Beihilfe zur Steuerhinterziehung erwischt zu haben glaubt. Die Causa Wegelin ist längst zu einer Staatsaffäre geworden, denn erstmalig ist ein ganzes Bankhaus Ziel der Anklage und nicht nur einzelne Mitarbeiter oder Manager.

Der Werdegang der Familie Bharara ist ein wahres Märchen vom American Dream. Preetinder Bharara wird 1968 in Firozpur im indischen Pandschab geboren. Der Vater ist Sikh, die Mutter Hindu. Weil die Familie zu zwei Religionsgemeinschaften jeweils halb und zu keiner ganz gehört und weil der Arzt in der Heimat keinen Ausweg aus dem Gestrüpp aus Armut, Korruption und Kastenwesen sieht, entschliesst sich Bhararas Vater zur Auswanderung mit Frau und Sohn nach Amerika. Im Alter von zwei Jahren kommt Preetinder Bharara nach Asbury Park im Bundesstaat New Jersey, wo alle Welt den Jungen «Preet» nennt, weil kein Mensch Preetinder aussprechen kann und es zudem ähnlich wie «Pete» klingt. Bald kommt der jüngere Bruder Vinnit zur Welt, der

dank seiner Geburt in New Jersey sogleich Amerikaner ist und von aller Welt «Vinnie» genannt wird. Preet selbst wird im Alter von zwölf Jahren naturalisiert. Der Vater, der in Indien alles zurückgelassen hat, baut in Asbury Park eine Arztpraxis auf, die Mutter hilft mit. Die Söhne absolvieren die örtlichen öffentlichen Schulen. Preet erhält als Klassenbester ein Stipendium für die Eliteuniversität Harvard bei Boston, dann hängt er ein Jura-Studium an der Columbia Law School in New York an, das er 1993 abschliesst. Der jüngere Bruder Vinnie geht zunächst an die University of Pennsylvania, ehe er ebenfalls Jura an der Columbia studiert. Preet Bhararas Frau stammt ebenfalls aus einer komplexen Familie: Die Mutter ist Jüdin, der Vater Muslim. «Vier verschiedene Familien, die vier verschiedene Religionen praktizieren», sagt Bharara, «und alle mussten vor einem halben Jahrhundert wegen ihrer Religion fliehen.» Und in Amerika finden sie alle ihre Heimat.

Präzisionsschütze

Im Jahre 2000 folgt Preet Bharara, der nach eigener Auskunft das starke Gerechtigkeitsempfinden vom Vater geerbt hat, erstmals dem Ruf an jene Behörde in Manhattan, die er seit nun zweieinhalb Jahren selbst führt. Später ar-



Verurteilt: Attentäter Shazad.

beitet er als Rechtsberater für den einflussreichen New Yorker Senator Charles «Chuck» Schumer. Im Auftrag Schumers leitet Bharara die Untersuchung des Justizausschusses des Senats in Washington zur Entlassung von sieben Bezirksstaatsanwälten durch den damaligen Justizminister Alberto Gonzales. Die Untersuchung führt schliesslich zum Rücktritt von Gonzales und neun weiterer ranghoher Mitarbeiter des Justizministeriums, weil die Staatsanwälte nicht wie behauptet wegen mangelnder Qualifikation, sondern wegen politischer Unbotmässigkeit entlassen wurden.

Als im Mai 2009 der Posten des Chefstaatsanwalts des Gerichtsdistrikts Süd in Manhattan frei wird, schlägt Schumer Bharara mit den Worten vor: «Ich glaube, Preet Bharara wird einer der besten Staatsanwälte im ganzen Land werden.»

Präsident Barack Obama folgt der Empfehlung Schumers und nominiert Bharara für den immens einflussreichen Posten, den schon der frühere New Yorker Bürgermeister Rudy

Giuliani und der einstige Gouverneur des Bundesstaates New York, Eliot Spitzer, als Sprungbrett für noch höhere Aufgaben zu nutzen wussten.

Seit seinem Amtsantritt im August 2009 hat sich Bharara nicht nur als «Sheriff von der Wall Street» einen Namen gemacht, sondern auch in Verfahren gegen Terroristen. Für den fehlgeschlagenen Autobombenanschlag auf dem Times Square vom 1. Mai 2010 erreichen Bhararas Leute eine lebenslange Haftstrafe für den aus Pakistan stammenden Attentäter Faisal Shazad. Auch den Drahtzieher der Anschläge auf die amerikanischen Botschaften in Kenia und Tansania von 1998, Ahmed Ghailani, bringen Bharara und seine Ankläger lebenslang hinter Gitter.

Mit Prozessen gegen korrupte Politiker in Albany, der Hauptstadt des Bundesstaates New York, sowie in der Stadtverwaltung von New York macht sich Bharara als Saubermann einen Namen.

Das meiste Interesse wecken freilich die Verfahren gegen skrupellose Hedge-Fund-Manager und Banker. In 63 Fällen erreichen Bharara und seine Leute einen Haftbefehl, 56 Verfahren enden mit Schuldbekennnissen oder Schuldsprüchen. Noch keinen einzigen Prozess wegen Insiderhandels oder anderer betrügerischer Ma-



Lebenslänglich: Terrorist Ghailani.

chenschaften an der Wall Street hat Bharara bisher verloren, in einigen sind freilich Berufungsverhandlungen anhängig. Den Milliardär Raj Rajaratnam aus Sri Lanka, Chef der Galleon-Gruppe, bringen Bharara und seine Leute in einem spektakulären Verfahren im Oktober 2011 für elf Jahre hinter Gitter – eine Rekordstrafe in den bisherigen Wall-Street-Prozessen. Amtsvorgänger Rudy Giuliani lobt Bharara für dessen kluge und behutsame Wahl der Fälle: «Er bringt viele aufsehenerregende Fälle vor Gericht, und solche exponierten Anklagen haben einen grossen Abschreckungseffekt.»

Man darf freilich nicht aus dem Auge verlieren, dass Posten wie jener des Chefstaatsanwalts im Süddistrikt von Manhattan politische Posten sind: Bharara ist Demokrat, er verdankt seinen Aufstieg wesentlich dem demokratischen Senator Chuck Schumer, ernannt wurde er vom demokratischen Präsidenten Barack Obama. Man darf ausserdem nicht vergessen, dass 2012 ein Wahljahr ist, in dem es um die Herrschaft im Weissen Haus und um die

Kontrolle der beiden Kammern des Kongresses in Washington geht. Präsident Obama und die Demokraten präsentieren sich im Wahlkampf als Verfechter der Interessen der «99 Prozent» der Amerikaner, die vom «einen Prozent» der Superreichen übervorteilt werden. Zu diesem einen Prozent, das notorisch zu wenig Steuern zahlt und womöglich noch andere Dinge tut, gehört in dieser Sicht selbstredend auch der mutmassliche republikanische Präsidentschaftskandidat und frühere Hedge-Funds-Manager Mitt Romney. Von dessen früheren «Konten bei Schweizer Banken» wird im Wahlkampf gewiss noch die Rede sein. Ist es schierer Zufall, dass nach der Schweizer Grossbank UBS nun die Schweizer Privatbank Wegelin ins Visier von Bharara und seinen Leuten gerät?

Delaware? Da schweigt der Ankläger

Der amerikanische Bundesstaat Delaware ist als bevorzugte Steueroase nicht nur an der Wall Street, sondern in aller Welt bekannt. In Delaware, wo nicht einmal 900 000 Menschen leben, sind 695 000 Unternehmen registriert, darunter die Hälfte all jener Firmen, deren Aktien an der Wall Street in New York gehandelt werden. Delaware kennt weder eine allgemeine Verkaufssteuer noch eine Unternehmenssteuer, so-



Rekordstrafe: Milliardär Rajaratnam.

fern die dort registrierten Firmen in den Vereinigten Staaten keine Geschäfte betreiben und nicht in amerikanische Unternehmen investieren. Das britische Tax Justice Network bezeichnet Delaware als «den undurchsichtigsten und heimlichtuerischsten Finanzplatz der Welt» – noch vor Luxemburg, der Schweiz, den Cayman Islands und Grossbritannien. Vizepräsident Joseph Biden war von 1973 bis 2009 Senator in Washington für seinen Heimatstaat Delaware, und er hat sich in all den Jahrzehnten nicht ein einziges Mal über mangelnde Transparenz am ominösen Finanzplatz Dover, der Hauptstadt von Delaware, beschwert. Gewiss findet auch Staatsanwalt Bharara am Finanzgebaren von Delaware und an den dort registrierten Banken, Hedge-Funds und sonstigen Finanzinstitutionen nichts auszusetzen. Ausserdem ist der zwischen Maryland, Pennsylvania und New Jersey irgendwie eingeklemmte Bundesstaat so klein, dass man ihn glatt übersehen kann.

Matthias Rüb ist langjähriger USA-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.



2500 Jahre Geschichte, Kultur, Kunst und Architektur: Schloss Eugensberg aus der Luft.



Interieur im Wert von über einer Million Franken:

Hier tanzt der König

Schloss Eugensberg am Bodensee war die Fluchtburg des Stiefsohns von Napoleon, und es war das Krönungsprojekt von Rolf Erb. Was ihm als Unternehmer misslang, glückte ihm als Retter eines nationalen Kulturdenkmals. *Von Daniele Muscionico*

Märchen gibt es keine in unserem Land. Und wenn doch, enden sie früher oder später vor dem Richter. Doch es gibt Märchenschlösser. Ihre Besitzer wären demnach Märchenprinzen. Im Fall von Alexander Rolf Erb und Nicolas Hugo Erb, geboren am 23. Mai 2002, gilt diese Regel nicht. Die Zwillinge waren zehn Monate alt, als ihnen ihr Vater, Rolf Erb, Schloss Eugensberg vermachte. Ein Jahr später gab der Unternehmer den Konkurs seiner Firma bekannt.

Dies ist die Geschichte eines Schlosses am Ufer des Bodensees. Wer es nicht Märchenschloss nennen will, rühmt es als Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung. Dieses Schloss liegt auf einer steilen Anhöhe, dort, wo die Aussicht auf den Untersee und die Insel Reichenau am schönsten ist. Bei guter Sicht greift man von hier aus in den Schwarzwald und in die fernen Vogesen. Kenner bezeichnen Eugensberg als das schönste Schloss des Thurgaus,

andere nennen es das schönste der Schweiz, sicher aber eines der am besten erhaltenen. Das war nicht immer so. Eugensberg wurde 1990 von Rolf Erb mit Kunstverstand renoviert. Auf dem Boden, auf dem es steht, treffen sich 2500 Jahre Geschichte, Kultur, Kunst und Architektur.

Im Eichholz hinter dem Schloss existieren drei Grabhügel, streng in einer Reihe angeordnet. Sie hatten die Wissenschaft lange vor ein Rätsel gestellt; der Schweizer Lastwagenpionier Hippolyt Saurer, von 1915 bis zu seinem Tod Besitzer von Eugensberg, gab die entscheidende Grabung in Auftrag. Keltische Urnen und Waffen aus der Zeit von 500 vor Christus wurden gehoben, die Grabhügel beim Schloss Eugensberg stammen aus der späten Hallstattzeit! An diesen Gräbern vorbei bauten später die Römer eine Strasse, die heute unter dem Waldweg hinter dem Schloss liegt. Und noch später wurde auf dem leicht zu ver-

teidigenden Felssporn neben dem Schloss, vermutlich auf den Resten einer keltischen oder römischen Anlage, die Burg Sandegg erbaut. Sie wurde 1833 ein Opfer der Flammen. Von ebendieser Burg aus wurde im Jahr 724 das Kloster Reichenau gegründet – eine der bedeutendsten Pflegestätten frühmittelalterlicher Kultur und Ausgangspunkt der Christianisierung eines grossen Teils von Westeuropa.

Palais der Superlative

In diese historisch bedeutsame Gegend setzt im 19. Jahrhundert ein Napoleonide seinen Fuss: Prinz Eugène de Beauharnais, früherer Vizekönig von Italien und Stiefsohn von Napoleon Bonaparte. Eugène hatte eine Schwäche für Villen, Schlösser und Palais. Mit 21 Jahren, nach der Beförderung zum Oberst in der Armee seines Stiefvaters, liess er sich an bester Lage in Paris das standesgemässe Palais Beauharnais



Salon mit Uhren aus der Empirezeit.

errichten, es ist noch heute ein Juwel. Es folgten die Villa Augusta und die Villa Reale, beide in Monza, sie sollten nicht die letzten sein. Als in den Folgejahren das System Napoleon kollabierte, die Familie Beauharnais nach München zu den Schwiegereltern emigrierte, errichtete sich Eugène in der Stadt des Kronprinzen Ludwig ein Palais der Superlative: Leuchtenberg, 253 Zimmer, Salons, ein Theater, eine Gemäldegalerie. Die Abfindungen durch den Wiener Kongress hatten ihn zu einem der reichsten Männer Bayerns gemacht.

1819 gelüstete es Eugène auch nach einem Anwesen in der Schweiz. Denn hier luden ein: die Aussicht auf Sicherheit, der Ausblick über den See – und auf ein luxuriöses Leben. Zudem lockte ihn auch die Nachbarschaft zu seiner Schwester Hortense, vormalige Königin von Holland und Tochter der Kaiserin Joséphine, der ersten Frau Napoleons. Diese hatte sich bereits zwei Jahre vor Eugènes Schweiz-Abenteuer auf Schloss Arenenberg niedergelassen.

Mehr als zwei Kilometer Goldleisten

Eugène liess sich ein klassizistisches Schmuckschloss im Stil des Empire erbauen und entwarf dazu eine Parkanlage nach dem Geschmack der Zeit. Ein englischer Landschaftsgarten war en vogue, der in wilden Wald und weite Wie-

senflächen übergeht: Eugensberg, ein Traum aus weissem Marmor und so viel Gold, wie zu verbauen möglich war. Gold war Eugènes Lieblingsfarbe. Gold, so weit das Auge reichte. Um das Schloss später, nach dem Kauf durch Rolf Erb 1990, in den damaligen Zustand zurückzusetzen, musste es mit mehr als zwei Kilometer Goldleisten nachgerüstet werden.

Nichts oder wenig ist über den Bau in Erfahrung zu bringen. Der Architekt? War es Leo von Klenze, der zur selben Zeit in München



Besitzer 1915: Hippolyt Saurer.



Liebblingsfarbe Gold: Badezimmer.



Bedeutende Sammlung: Empire-Uhr.

das Palais Leuchtenberg erstellte? Der reine Empire-Stil und eine Ähnlichkeit mit anderen Klenze-Bauten lassen es vermuten. Doch was ist davon zu halten, dass keine Baupläne existieren? Hat Eugène am Bodensee nicht nur die Nähe seiner Schwester gesucht, sondern vor allem eine Fluchtburg? Wollte er sich die Möglichkeit verschaffen, im Falle eines Zerwürfnisses mit dem Kronprinzen Ludwig in der seit dem Wiener Kongress neutralen Schweiz über einen sicheren Rückzugsort zu verfügen? >>>



Erbauer 1819: Napoleons Stiefsohn Eugène.

«Herausragendes Zeitzeugnis»

Der ehemalige Unternehmer Rolf Erb über die Faszination seines Schlosses und seine akribische Restauration des Baudenkmals.



«Ursprünglich Kunstgeschichte»: Rolf Erb.

Herr Erb, warum haben Sie das Schloss gekauft, was war Ihre Motivation?

Wir hatten seit längerem ein repräsentatives Gästehaus für die Erb-Gruppe gesucht zur Unterbringung und Bewirtschaftung unserer internationalen Kunden und Lieferanten.

In welchem Zustand haben Sie das Schloss angetroffen?

Vor dem Kauf durch die Familie Erb stand es drei Jahre leer und war komplett sanierungsbedürftig, hatte jedoch eine gesunde Kerngebäudesubstanz.

Sie gelten als Kenner der Geschichte Napoleons und beschäftigen sich schon lange mit der Französischen Revolution.

Woher kommt diese Faszination?

Geschichte, also die Herkunft und Vergangenheit der Menschheit, hat mich schon immer fasziniert. Viele Fragen der Gegenwart und der Zukunft des Menschen können aus der Geschichte beantwortet werden. Die Französische Revolution setzte in vielerlei Hinsicht Massstäbe für das heutige Europa.

Was war das Schwierigste an der Restauration?

Einmal wollten wir das Schloss so geschichtsgetreu wie nur möglich restaurieren, andererseits kam modernste Gebäudetechnik zum Einsatz. Ich glaube,

wir haben die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege sehr gut hinbekommen. Eine grosse Herausforderung bildeten Zeit und Kosten. Wir versuchten dies zu steuern, indem wir extrem kurze Bauzeiten vorgaben und so alles in Regie vergeben mussten, was ein enormes logistisches Problem darstellte, da praktisch Tag und Nacht und auch samstags und sonntags gearbeitet werden musste mit teilweise über 250 Handwerkern vor Ort. Entgegengekommen ist uns zu dieser Zeit die Öffnung Osteuropas, die uns erlaubte, Fachleute zuzuziehen, die über handwerkliche Fähigkeiten und Erfahrungen verfügten, die teilweise bei uns nicht mehr vorhanden waren.

Wie gross war Ihr persönliches Investment, wie hoch waren die Kosten?

Ich war praktisch jeden Abend auf der Baustelle und habe meine ganze Freizeit investiert. Es war eine der schönsten und spannendsten Zeiten meines Lebens. Die Kosten betragen rund 25 Millionen Franken.

Haben Sie sich selber intensiv, auch kunsthistorisch, eingearbeitet, oder hatten Sie ein Team von Experten?

So etwas können Sie nur erfolgreich durchführen, wenn Sie sich persönlich voll und ganz mit der Sache identifizieren und sich in die kunsthistorische Epoche einlesen und sich im Detail persönlich einbringen. Natürlich haben auch viele Experten aus ganz Europa für die jeweiligen Fachgebiete zusätzlich zur Verfügung gestanden.

Leute, die Sie gut kennen, bescheinigen Ihnen eine echte Leidenschaft für die Wiederherstellung von Schloss Eugensberg.

Ich wollte ursprünglich Kunstgeschichte studieren. Der Tod meines älteren Bruders hat mich dann in die internationale Geschäftswelt geführt. Nicht dass ich das bereue, denn ohne diese Tätigkeit wäre ich nie zu Eugensberg gekommen. Ein kunsthistorisches Bauwerk für kommende Generationen zu sanieren und zu erhalten, ist aber doch eine unvergleichliche und auch hochbefriedigende Aufgabe.

Gibt es so etwas wie ein Lieblingsobjekt im Schloss, zu dem Sie eine besondere Beziehung haben?

Alles, was wir erstehen und zurückkaufen konnten, alles, was früher schon einmal im Schloss war und/oder Bezug zur Beauharnais-Familie und zur napoleonischen Zeitgeschichte hat, sind meine Lieblingsobjekte.

Wie wird das Schloss heute genutzt?

Wir bewohnen heute nur wenige Räume. Alle Nebengebäude und die Landwirtschaft haben wir vermietet und verpachtet. Nur so ist es möglich, das Schloss zu erhalten. Es ist mir persönlich ein ganz grosses Anliegen, dass alles so gut wie nur irgend möglich für die Nachwelt bewahrt wird, deshalb habe ich auch nicht einfach sozusagen «den Schlüssel abgegeben» und das Schloss seinem Schicksal überlassen, auch wenn das für mich sicher praktischer gewesen wäre.

Rechnen Sie damit, dass Ihrer Familie das Schloss im Zuge des Prozesses genommen werden könnte?

Ich bin zuversichtlich, dass sich die rechtlichen Fragen lösen lassen und mit der Zeit die tatsächlichen Umstände, die zum Niedergang der Erb-Gruppe geführt haben, erkannt und verstanden werden. Aber Albert Einstein hat es schon gesagt: «Ein Vorurteil ist schwieriger zu zertrümmern als ein Atom.»

Was würde es für Sie bedeuten, wenn Ihre Familie das Schloss abgeben müsste?

Nicht viel. Hoffentlich bliebe die Gewissheit, dass die Familie Erb auf Eugensberg in den letzten zwanzig Jahren positive Spuren hinterlassen hat.

Kritiker werfen Ihnen vor, Sie hätten das Schloss nicht Ihren Kindern überschreiben sollen. Was entgegnen Sie?

Wie schon oft wiederholt: Es war einzig und allein eine erbrechtliche Verfügung meines Vaters. Hätte er oder ich Vermögen in Sicherheit bringen wollen, hätten wir bestimmt nicht diese Verfügung über mich strukturiert und mir noch Nutzungs- und andere Rechte eingeräumt, die überhaupt den Gläubigern die Möglichkeit eröffnet haben, die erbrechtlichen Dispositionen meines Vaters anzugreifen.

Was ist Ihr Wunsch für die Zukunft von Schloss Eugensberg?

Dass es noch vielen Generationen erhalten bleibe, als herausragendes Zeitzeugnis ehemaliger thurgauischer und schweizerischer Napoleon-Geschichte.

Wie sehen Sie mit Blick auf den Erb-Prozess Ihre eigene Zukunft? Auf welches Urteil stellen Sie sich ein?

Ein altes Sprichwort sagt: «Was schlecht beginnt, endet meist gut.»

Rolf Erb, 61, war unter seinem Vater Hugo Erb operativer Chef der international tätigen Erb-Gruppe und muss heute einen Prozess ausfechten im Nachgang zum Konkurs des Konzerns vor acht Jahren. Er gilt als Kenner der napoleonischen Zeit und als grosser Leser, unter anderem von Hermann Hesse, den er in Gesprächen oft auswendig zitiert. Die Fragen stellte **Roger Köppel**.



Prachtvolles Haus: Speisesaal mit Gemälde aus der Rubens-Schule.

Verbrieft ist, dass Eugène mit Eugensberg weniger Glück beschieden war als Hortense mit Arenenberg. Zu sehr beanspruchten ihn die Weltgeschäfte, überdies war seine Gesundheit fragil. Hortense pflegte das gesellschaftliche Leben, schätzte es, sich mit Dichtern und Denkern zu umgeben, Alexandre Dumas, Julie Récamier, François-René de Chateaubriand, und immer wieder bat sie auch den Hochadel an ihren Schweizer Hof. Sie liebte Arenenberg – und lebt dort bis zu ihrem Tod 1837. Eugène hat Eugensberg nur wenige Male zwischen 1821 und 1824 besucht, dann verstarb er. Umso kostbarer war die Zeit hier, und umso luxuriöser sollte die Residenz ausgestaltet sein.

Als Rolf Erb das Haus 1990 zu seiner Familienresidenz erklärte, ein Inserat in der NZZ hatte seine Aufmerksamkeit erregt, war Eugensberg ein Schatten seiner selbst. Nach dem Tod von Eugène hatte es bis sieben Mal den Besitzer gewechselt. Unter Hippolyt Saurer kam es zwar zur kurzen Blüte, doch seiner Witwe war das Leben auf dem Anwesen bald zu beschwerlich. Ihr Wunsch, es dem Kanton Thurgau zu verkaufen, scheiterte, es stand zu befürchten, dass die Renovation die Kasse mit Unsummen belasten würde. Die Besitzerin brachte das Anwesen in eine Stiftung ein, machte es der Öffentlichkeit zugänglich – auch dies ohne

Erfolg. In Kriegszeiten war eine Schlossbesichtigung nicht das erste Bedürfnis der Bevölkerung. 1948 verkaufte sie schliesslich das Haus an einen Diakonieverein, Betagte und deutsche Kriegswitwen sollten sich hier erholen können. Noch vor dem Verkauf wurden Möbel, Inventar und Kunstgegenstände aus dem Schloss abtransportiert und – auf Wunsch der Witwe – in Teilen dem Vatikan geschenkt. Überliefert ist die Geschichte, dass Rolf Erb fünfzig Jahre später, zum Anlass der Renovation, einige der



Nachbarin: Eugènes Schwester Hortense.



Luxuriös: Weisser Marmor.



Englische Landschaft: Gartenanlage.

Preziosen in Rom zurückkaufen konnte – aus verschlossenen, niemals geöffneten Kisten.

Allgemeine Erleichterung

Erb, ein musischer Mensch, sagen Freunde, einer, der nicht nur aus dem Stand Hesse zitieren können soll, sondern mit heisser Hand auch Memorabilien von Bonaparte sammelt, kaufte Eugensberg 1990. Das Haus war leer. Der Gemeinderat von Salenstein stimmte dem Kauf zu, unter der Bedingung, dass das Schloss nicht



Erste Frau Napoleons: Kaiserin Joséphine.

Schöner wohnen

Wer residiert in welchen Schweizer Schlössern? Ein kleiner Überblick.



Schloss Rietberg: SP-Politiker Hämmerle.

Rund 330 guterhaltene Burgen und Schlösser zählt die Schweiz. Gemäss der Schweizer Burgenkarte sind 200 davon für die Öffentlichkeit zugänglich, die anderen werden privat genutzt, zum Teil als Wohnresidenzen. Zu den bekanntesten Schlossbewohnern zählt der Bündner Alt-Nationalrat **Andrea Hämmerle** (SP), der im **Schloss Rietberg** in Pratval eine von drei Wohnungen belegt. Eines der schönsten Schloss-Anwesen der Schweiz bewohnt der ehemalige Schweizer Botschafter in China, **Uli Sigg**. Dem Kunstsammler gehört das idyllische **Inselschloss Mauensee** samt dem 56 Hektar grossen See und der 1,4 Hektar kleinen Insel.

Mehrere Schlossherren finden sich auf der Liste der reichsten Schweizer wieder. Der frühere Besitzer der Espace Media (*Berner Zeitung*), **Charles von Graffenried**, wohnt im barocken **Neuschloss Worb** bei Bern. Der milliardenschwere Unternehmer **Ralph Sonnenberg** (Hunter Douglas) lebt seit rund zwanzig Jahren im **Schloss Neuhabsburg** in Meggen. Die einstige Habsburgerfestung wurde 1352 von den Eidgenossen zerstört. Das heutige, vierzig Zimmer umfassende märchenhafte Gebäude stammt aus dem Jahr 1900.

Der deutsche Investor **August von Finck** wohnt im malerischen **Schloss Weinfeld**. Er hatte das Schloss aus dem 12. Jahrhundert 1973 erworben und wie so



Inselschloss Mauensee: Botschafter Sigg.



Schloss Ursellen: Unternehmer Steinmann.

viele Neo-Schlossherren erst einmal aufwendig renoviert.

Nicht jeder Schlossbesitzer lebt auch im Schloss. Zum Beispiel der Winterthurer Immobilienkönig **Bruno Stefanini**, dem gleich vier Schlösser gehören: das **Barockschloss Brestenberg** beim Hallwilersee, die beiden Thurgauer **Schlösser Salenstein** und **Luxburg** sowie das **Schloss Grandson** am Neuenburgersee. Die Gebäude befinden sich zum Teil in schlechtem Zustand, einige sind seit Jahren ungenutzt. Zu den doppelten Schlossbesitzern gehört der Berner Medienprofessor und Unternehmer **Matthias Steinmann**. Er wohnt im **Schloss Ursellen**, unterhalb dessen er einen 100 000-Liter-Öltank bauen liess, um «energieautark» zu sein. Daneben erwarb er kürzlich vom Kanton Bern für vier Millionen Franken das **Schloss Wyl**, das er der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt.

Viele Schlösser wechseln den Besitzer, wenn eine kostspielige Renovation ansteht. Oft wird dann das Gebäude verschenkt oder zu einem symbolischen Preis verkauft. 2007 zum Beispiel sagte das Stimmvolk von Vevey Ja zum Verkauf des **Château de l'Aile** an den Unternehmer **Bernd Grohe** zum Preis von einem Franken – mit der Auflage, das Schloss wieder originalgetreu herzurichten. Im mächtigen Gebäude entstehen nun Luxusappartements, wodurch die Schweiz zu einigen neuen Schlossbewohnern kommt.

Einer der weltweit erfolgreichsten Architekten, der Briten **Norman Foster**, hat sich mit seiner Frau Elena im **Château de Vincy** in Gilly VD niedergelassen. Vor fünf Jahren kaufte Foster das Schloss aus dem 18. Jahrhundert für geschätzte fünfzig Millionen Franken und liess in der Garage Büroräumlichkeiten einbauen. *Rico Bandle*

nur renoviert, sondern in seinen Originalzustand gebracht werden müsse. Damit war das Objekt der Spekulation entzogen. Bis zu 300 Spezialisten waren 1990 und 1991 mit der Wiederherstellung beschäftigt. Erb war auf der Baustelle oft der Erste und der Letzte.

Eugensberg strahlte nach der Renovation in altem Glanz. Und die Familie bewohnte eine Residenz, die jener von Eugène ähnlicher nicht hätte sein können, dank der Möbel, Fayencen, Waffen, Uhren, die Erb gesammelt hat. Eugensberg beherbergt eine der bedeutendsten Uhrensammlungen Europas aus der Zeit des Empire. Sie und die übrigen Antiquitäten, vom Medaillon bis zur Möbelgruppe, sind nicht nur der kostbare Schmuck des Interieurs, sondern sie sind das Interieur selbst.

Der Umfang des Geländes umfasst hundert Hektaren mit 27 Liegenschaften, die Anlage wird auf zwanzig bis fünfzig Millionen Franken geschätzt. Nicht mitgerechnet die Antiquitäten. Auf über eine Million Franken wird das Gesamtinterieur bewertet.

Ein Raum schöner als der nächste

Im ersten Interview nach seinem Konkurs, das Rolf Erb dem Schweizer Fernsehen Mitte Januar gestattete, begleitete ihn eine Kamera durch die Residenz. Der Dok-Film «Der Zusammenbruch» erlaubte einem breiten Publikum zum ersten Mal einen Augenschein des prachtvollen Hauses: Endlos lang ist der grosse Salon, er ist im Originalzustand. Das Mobiliar stammt aus der Epoche Louis XV (1710–1774), die holländische Tapiserie ist noch älter und datiert aus dem 17. Jahrhundert, zur Entspannung lädt eine Sitzgruppe aus dem Russland des 19. Jahrhunderts ein. Im Esszimmer glänzen üppige Stuckaturen und ein Gemälde, das der Rubens-Schule zugeschrieben wird. Das Schlafzimmer – früher das Fürstenzimmer – ist reich mit Messingbeschlägen verziert. Sitz, Chaiselongue und Hocker sind vergoldet. Das Mobiliar auch dieses Prachtraumes ist original Beauharnais, das Schlafzimmer gehört zu den schönsten des Schlosses. Das Japan-Zimmer ist mit wertvollen Antiken aus Nippon dekoriert, die vergoldeten Sitzmöbel stammen aus der königlichen Manufaktur des Louis XVI in Versailles; das Napoleon-Zimmer birgt eine reiche Sammlung authentischer Napoleon-Bilder und -Gegenstände. Es gibt ein Palisanderzimmer, ein Herrenzimmer, ein Musikzimmer – 45 Räume insgesamt, jeder schöner und hochwertiger als der nächste.

22 Jahre lang hat Rolf Erb in den Fussstapfen eines Napoleon gelebt. Jetzt greifen die Gläubiger nach dem Besitz. Ein Gutteil ist vermietet, Erb finanziert sich so den Unterhalt des Schlosses. Ob es als Museum erhalten bleibt? Ein neues Kapitel wird aufgeschlagen. Wer immer in Zukunft die Seiten umblättern wird: Eugensberg ist ein Stück Schweizer Weltgeschichte, das Umsicht verdient. ○

Ohne der Behauptung
widersprechen zu
wollen, würde ich das so
nicht bestätigen.



Wirtschaft auf den Punkt gebracht.



Die grösste Wirtschaftszeitung der Schweiz schafft Klarheit und liefert Ihnen
jede Woche Hintergründe, Analysen und investigative Recherchen.
Jetzt testen und 4 kostenlose Ausgaben bestellen: 0800 55 33 40 oder www.handelszeitung.ch

Wissen, was wichtig bleibt.

Das KV-Kartell

Die grössten Berufsschulen und der Kaufmännische Verband Schweiz (KVS) wollen private Lehrmittelverlage vom Markt drängen. Tausende Lehrlinge sollen ein Einheitslehrmittel kaufen müssen, das mit öffentlichen Geldern erstellt wird. *Von Christoph Landolt*



Dichte Verflechtungen: Handesschule Basel.

Zwischen dem Kaufmännischen Verband und den privaten Lehrmittelverlagen herrscht Streit. Auslöser ist eine Reform: Nach den Sommerferien werden BWL, VWL, Buchhaltung, Staatskunde und Recht nicht mehr getrennt unterrichtet, stattdessen steht das neue Grossfach «Wirtschaft & Gesellschaft» auf dem Stundenplan. Deshalb müssen neue Lehrmittel her.

Bis anhin haben verschiedene Lehrmittelverlage um die Gunst der Handelslehrer gebuhlt. Nun fürchten die privaten Anbieter um Marktanteile und Arbeitsplätze. Verleger Sascha Gloor wirft dem Kaufmännischen Verband Schweiz (KVS) vor, mittels kartellistischer Absprache mit den grössten Berufsschulen des Landes ein Einheitslehrmittel durchsetzen zu wollen. Bei geschätzten 300 Franken pro Lehrling und gut 11 000 Lehrlingen ist der Markt immerhin rund 3,5 Millionen Franken gross.

Das Konstrukt ist kompliziert. Über allem steht der KVS, die grösste Angestelltenorganisation des Landes. Der KVS hat einen Lehrmittelverlag (SKV) und Regionalsektionen. Diese führen Bildungszentren, wo sich Lehrlinge die Theorie aneignen. Finanziert werden die Berufsschulen von den Kantonen, die für jeden Auszubildenden einen Beitrag überweisen.

Die grössten Zentren der Deutschschweiz (Aarau, Baden, Basel, Bern, Luzern, Winterthur, Zürich) sind in der Bildungsgruppe Schweiz

(KVBGS) zusammengeschlossen, einer Arbeitsgruppe unter der Führung des KVS. Der Verein wiederum ist Eigentümer einer gleichnamigen Aktiengesellschaft, die für die operative Umsetzung des Vereinszwecks sorgt. Die KVBGS AG hat nun dem KV-eigenen Verlag SKV den Auftrag für ein neues Lehrmittel erteilt. Als Autoren dienen KV-Lehrer.

Konkurrenzofferten gab es keine

Dürfen subventionierte Berufsschulen helfen, Konkurrenten aus dem Markt zu drücken? Glaubt man den Vertretern der Bildungszentren, sind die Bedenken aus der Luft gegriffen. Gemäss René Portenier von der KV Zürich Business School kann die Lehrerschaft über das Lehrmittel entscheiden. Gleich tönt es bei Peter Häfliger, Rektor der Luzerner KV-Berufsakademie. Beide Rektoren sitzen im Vorstand der KVBGS, Häfliger präsidiert den Verein und die zugehörige AG. Portenier erklärt, dass die KVBGS natürlich ein Interesse daran habe, dass sich ihr Produkt durchsetze. Eine Verpflichtung der Schulen gebe es aber nicht. Für Verleger Gloor sind das nur Lippenbekenntnisse. Er bemühte sich, seine überarbeitete Lehrmittelliste vorzustellen zu können. Vergeblich. «Niemand wollte mich empfangen, von allen Schulen hiess es, dass an unseren Büchern kein Interesse bestehe», sagt Gloor.

Der Protest der Verleger hat Politiker alarmiert. In Luzern und Bern sind Vorstösse hängig; der Regierungsrat von Basel-Stadt hat letzte Woche eine parlamentarische Anfrage von National- und Grossrat Sebastian Frehner (SVP) beantwortet. «Welches Verhältnis», wollte Frehner wissen, «darf eine Bildungsinstitution, die einen öffentlichen Leistungsauftrag hat, mit dem SKV unterhalten?» Die Regierung wiegelt ab: «Ein verpflichtendes Verhältnis [zwischen KV-Schule und SKV, Anm. d. Red.] wäre nicht erlaubt. Die Handelsschule KV [HKV] Basel steht [...] zum SKV-Verlag in keinem Auftrags- oder Abnahmeverhältnis.» Es flössen keine finanziellen Mittel der Schulen in das Projekt.

Recherchen zeigen ein anderes Bild. In einem Protokoll der HKV Basel steht: «SCM und JUB [Rektor Benedikt Jungo und seine Stellvertreterin] berichten über die Marktsituation und begründen den strategischen Entscheid, ein Lehrmittel erstellen zu lassen, welches dann zwingend an der HKV Basel eingesetzt wird (ohne Abstimmung in der Fachschaft).» Das Mail eines Handelslehrers bestätigt den Sachverhalt: «Das neue Lehrmittel, das noch von der Bildungsgruppe erstellt wird, wird bei uns an der HKV Basel im E- und B-Profil im SS [Sommer-Semester] 2012 eingesetzt werden.» So sei es von der Schulleitung beschlossen worden.

Konfrontiert mit dem Protokoll, gibt Rektor Jungo zu, dass «ein strategischer Entscheid» für das neue Lehrmittels gefällt wurde. Im Sommer würden alle ersten Klassen damit ausgestattet. Als Abnahmegarantie an den SKV will Jungo dieses Versprechen nicht verstanden wissen. Bildungsgruppe-Präsident Häfliger bekräftigt, dass «kein Rappen öffentliche Gelder in die AG geflossen ist». Das Aktienkapital von 100 000 Franken habe der Verein KVBGS selber aufgebracht. Indirekt stecken somit sehr wohl öffentliche Mittel in der Firma, in Form von nicht erbrachten Leistungen zuhanden der beteiligten Schulen. Anstatt in Weiterbildungsmassnahmen investiert die KVBGS ihr Geld in ein Lehrmittel, mit dem private Anbieter konkurrenziert werden. Risikolos ist das nur, wenn das Lehrmittel einen hohen Marktanteil erobert. In Basel ist ihm der Erfolg schon garantiert.

Die Verflechtungen zwischen Schulen, Verband und Tochterverlag sind so dicht, dass der Auftrag für die Erstellung des Lehrmittels direkt an den SKV ging. Konkurrenzofferten wurden keine eingeholt. Vorstandsmitglied Portenier bezeichnet dieses Vorgehen als «logisch», da die KV-Schulen ja zur KV-Familie gehörten. O

Mehr Wohlstand dank weniger Arbeit?

Europa beneidet die Schweiz wegen ihrer hohen Löhne und ihrer niedrigen Arbeitslosigkeit. Ausgerechnet die Gewerkschaften gefährden dieses Erfolgsmodell: mit griechischen Rezepten.

Von Peter Keller

Die sechs Grenzgänger können sich freuen – wenigstens vorläufig. Das Bezirksgericht Arlesheim hat ihre Kündigung für unrechtmässig erklärt. Aufgrund des tiefen Euro hatte die Baselbieter Logistik-Firma Stöcklin ihren 120 Mitarbeitern aus dem benachbarten Ausland eine sechsprozentige Lohnkürzung vorgeschlagen. Die grosse Mehrheit akzeptierte den Schritt, dem Rest wurde gekündigt. Sechs von den sieben Geschassten verklagten anschliessend ihren Ex-Arbeitgeber.

Wie andere Unternehmen versuchte die international tätige Stöcklin-Gruppe die heftigen Währungsverluste im letzten Jahr aufzufangen. Statt die Angestellten für den gleichen Lohn länger arbeiten zu lassen, setzte die Führung auf eine moderate Senkung der Gehälter bei den Grenzgängern, zumal diese durch den starken Franken zusätzlich profitierten: Im Gegensatz zu ihren in der Schweiz wohnhaften Arbeitskollegen erhöhte sich ihr Lohn kaufkraftbereinigt um mehr als zwanzig Prozent bei sonst schon tieferen Lebenshaltungskosten.

Nun haben die Arlesheimer Richter das Unternehmen letzte Woche zurückgepfiffen. Die Entlassungen seien missbräuchlich erfolgt, eine Lohnsenkung allein für Grenzgänger diskriminiere diese gegenüber den inländischen Angestellten. Die Arbeitnehmerorganisationen jubeln. Gegenüber der *Basler Zeitung* erkennt Christophe Schwaab, zuständiger Jurist für Arbeitsrecht beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund, im Urteil ein generelles Votum gegen die Diskriminierung von Grenzgängern. Dabei spiele es keine Rolle, ob die ausländischen Mitarbeiter den Lohn in Euro bekämen, länger arbeiten oder eine Lohnsenkung in Kauf nehmen müssten: All diese Massnahmen würden gegen das Freizügigkeitsabkommen mit der EU verstossen, das auch für Grenzgänger gelte.

Ob dieses Gerichtsurteil auch langfristig als Erfolg für den hiesigen Werkplatz zu werten ist, muss bezweifelt werden. Hohe Löhne, tiefe Arbeitslosigkeit – um diese Formel beneidet Europa die Schweiz. So paradox es klingen mag: Die Grundlage der Schweizer Erfolgsgeschichte ist ein liberal ausgestalteter Arbeitsmarkt – und die Tatsache, dass die Gewerkschaften, eigentlich die klassischen Vertreter der Arbeitnehmerinteressen, hierzulande weniger Einfluss haben als in anderen Staaten.

Mit einer Reihe von Initiativen und Gerichtsklagen will die Linke ihre Macht nun ausbauen und den heimischen Arbeitsmarkt massiv regu-

lieren – ohne sich durch die abschreckenden Beispiele aus dem EU-Raum beirren zu lassen. Frankreichs wirtschaftlicher Krebsgang ist vor allem eine Folge der sozialistischen Politik unter Mitterrand und Jospin, die die Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden senkten und den Kündigungsschutz so weit ausbauten, dass Unternehmen vor Neuanstellungen eher zurückschrecken, weil sie dann zu wenig flexibel auf konjunkturelle Schwankungen reagieren könnten. So hart die in der Schweiz übliche dreimonatige Kündigungsfrist ist, sie ermöglicht den Betrieben eine nach ihren Bedürfnissen ausgerichtete Beschäftigungspolitik. In der Praxis zeigt sich, dass die Chefs ihre Mitarbeiter auch in Krisenzeiten zu halten versuchen. Das äussert sich in einer vergleichsweise tiefen Arbeitslosenquote.

Inspiration aus dem gescheiterten Süden

Auch der von den Sozialpartnern gepflegte Arbeitsfrieden stärkt den Schweizer Standort. In Italien werden frühmorgens Streiknachrichten am Radio verlesen wie hierzulande die Verkehrsmeldungen. Verlässlichkeit heisst das grosse Plus. Nur wollen die Gewerkschaften den Arbeitsfrieden immer teurer verkaufen, indem sie vermeintliche Vorteile für die Angestellten rauszuholen versuchen. Am 11. März kommt die Volksinitiative «6 Wochen Ferien

für alle» zur Abstimmung. Sie spielt mit der griechischen Illusion, dass trotz weniger Arbeit mehr Wohlstand rausspringt. Dabei kann sich die Schweiz ihr Lohnniveau nur dank leistungsbereiter Arbeitnehmer erlauben – und dank flexibler arbeitsrechtlicher Rahmenbedingungen.

Dazu gehört auch die Lohnfindung. Gesamtarbeitsverträge und Mindestlöhne verteuern die Arbeit und senken die Produktivität. Zum Schaden der Angestellten. Nach der Ferien-Initiative wartet schon das nächste Projekt in der Pipeline: Nach dem Willen der Gewerkschaften soll schweizweit ein Mindestlohn von 4000 Franken bezahlt werden. Dass 4000 Franken im Toggenburg einen ganz anderen Wert haben als in Zürich, ist das eine. Entscheidender ist, dass bei zu hohen Löhnen gerade die Niedrigqualifizierten auf der Strecke bleiben. Weil die Unternehmen teure Stellen mit geringer Wertschöpfung streichen (müssen) oder auslagern.

Dass Deutschland heute boomt, hat es den schmerzhaften Reformen unter Schröder (SPD) zu verdanken. Er hat die Lohnnebenkosten gesenkt, das Rentenalter erhöht, die Unternehmen entlastet, auf Beschäftigung statt auf soziale Hängematte gesetzt. Offensichtlich lassen sich die Schweizer Linken lieber von ihren gescheiterten Parteikollegen im Süden inspirieren. ○



Nachteil für Niedrigqualifizierte: Initiative für einen Mindestlohn von 4000 Franken.

Liberales Lichtgestalt

Robert Nef wurde ausserhalb des staatlichen Bildungssystems zu einem prägenden Schweizer Intellektuellen. Der Essayist geniesst international in liberalen Kreisen einen hervorragenden Ruf. Treffen mit einem echten Freigeist. Von Florian Schwab und Dan Cermak (Bild)

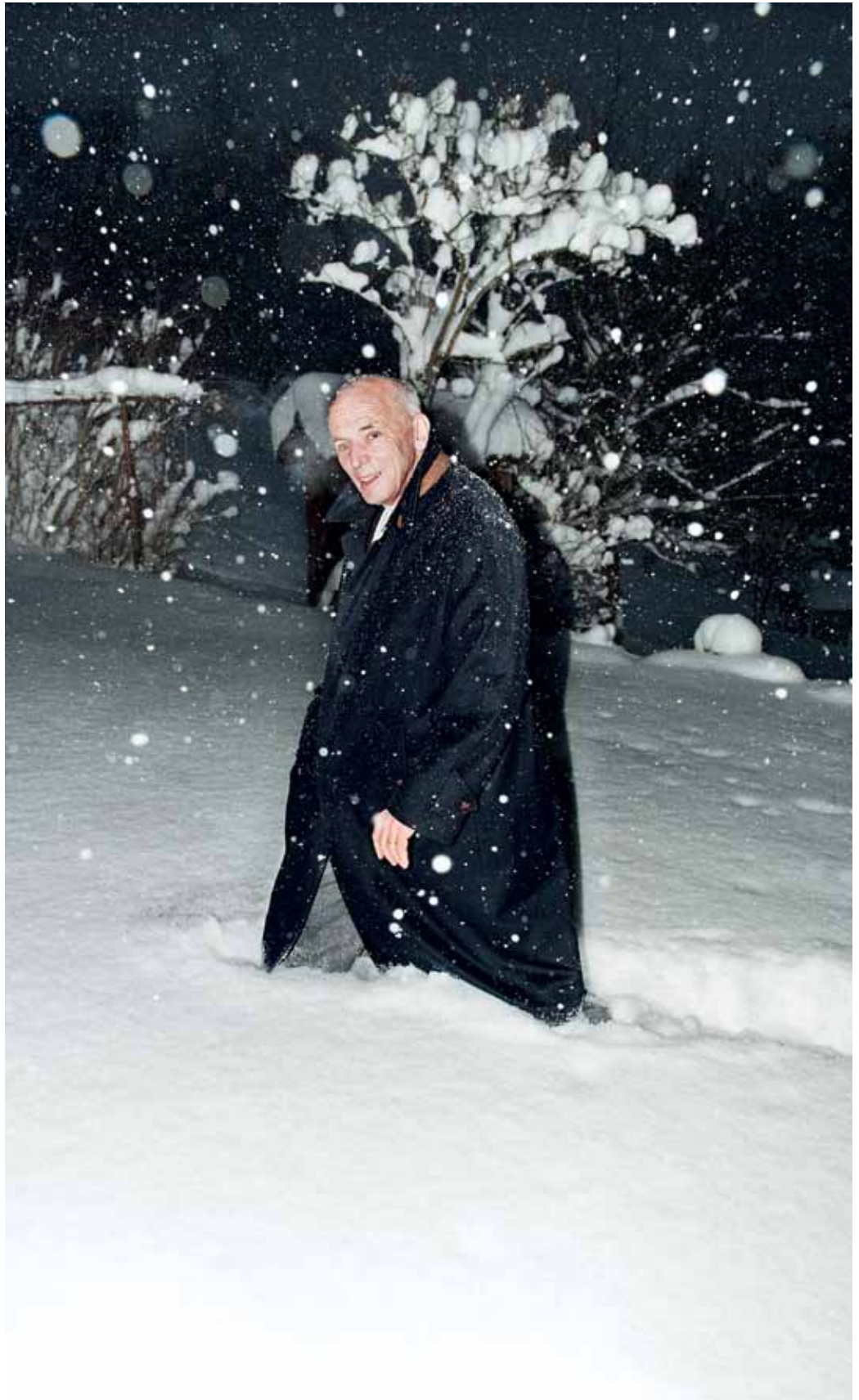
Bei eisiger Kälte besucht die *Weltwoche* den weltweit beachteten liberalen Publizisten Robert Nef. In einem bescheidenen Einfamilienhaus am Südhang der Stadt St. Gallen, in Opposition zum noblen Rosenberg, der sich an der Südseite der Stadt erhebt und auf dem die Universität St. Gallen (HSG) thront, ein angeblicher Hort des Kapitalismus. Laut Nef ist die HSG schon lange nicht mehr liberal, sondern im staatsgläubigen Zeitgeist angekommen. Seit rund dreissig Jahren bewohnt Nef das Haus mit seiner Familie. Zuerst als Mieter des vorigen Eigentümers, seines Freundes Wolf Linder. Der prägende Denker des Kapitalismus lebte jahrelang in Miete bei einem sozialdemokratischen Politikwissenschaftler, bevor er das Haus kaufte.

Nef kommt seinen Besuchern entgegen: Ein kleiner, etwas gebückter Herr mit Hut in währschafter Hausmannskleidung. Nichts lässt darauf schliessen, dass man es mit einem führenden liberalen Denker unseres Landes zu tun hat, einem «sprudelnden Ideengenerator», wie es René Scheu, der Herausgeber des *Schweizer Monats*, ausdrückt (so heissen heute die von Nef rund 15 Jahre lang herausgegebenen *Schweizer Monatshefte* heute). Von linken Kreisen wird Nef häufig angefeindet. Als neoliberalen Dogmatiker bezeichnet ihn die *Wochenzeitung*.

Freund von Blocher

Die Feindschaft seiner Gegner verdient er sich mit politisch unkorrekten Aussagen, die im markanten St. Galler Dialekt doppelt provokativ klingen: «Alle renommierten Klimawissenschaftler sagen, dass wir langfristig in einer Abkühlungsphase sind. Da schadet es nichts, wenn der Mensch ein bisschen dagegen anheizt.» Die Klima-Apokalyptiker empfinden das als zynisch.

Nefs Haus trägt die Handschrift eines Familienmenschen. Die Stube ist von einer gutschweizerischen Bescheidenheit. Gemütlich-rustikal, etwas überladen mit Büchern. Vor allem philosophischen Werken. Nef ist von Haus aus Jurist. «Ich habe Jura studiert, weil das Studium praktisch alle Möglichkeiten offenhält.» Wenn Nef eine Eigenschaft nicht hat, dann ist es karrieristische Zielstrebigkeit. Sein (brillantes) Lizenziat hat er nur durch gutes Zusprechen seiner Freunde gemacht («Damit du wenigstens einen Abschluss hast»). Dafür besuchte er kreuz und quer geisteswissenschaftliche Vorlesungen und engagierte sich bei der Liberalen Studentenschaft. Es war die



Erfinder des Wahlslogans «Mehr Freiheit, weniger Staat»: «Ideengenerator» Robert Nef.

Zeit, als die 68er die Schweizer Universitäten unsicher machten. Die Konservativen organisierten sich im Studentenring, darunter ein gewisser Christoph Blocher, der bis heute ein persönlicher Freund von Robert Nef ist. «Blocher gehört nicht zu meinem allerengsten Freundeskreis, aber er ist ein Freund», sagt Nef. Anders als Blochers Ring stand Nef den 68ern «nicht pauschal negativ» gegenüber. «Es gab konservative Verkrustungen, die aufgebrochen werden mussten.» Vor den marxistischen Abwegen und dem Einsatz von Gewalt schaudert es Nef aber noch heute.

Der Unfall mit der Handgranate

Neben dem Studium war Robert Nef im Militär aktiv, erreichte in über tausend Dienstofftagen den Rang eines Oberstleutnants. In seinen Militärdienst fällt ein Ereignis, welches von Freunden als Schlüsselerlebnis geschildert wird. Bei einer Handgranatenübung mit scharfen Geschossen soll sich ein Soldat derart verkrampft haben, dass er nicht in der Lage war, nach dem obligaten Abzählen von «23» die Granate wegzuschleudern. Nef warf sich über die explodierende Waffe und trug schwere und teilweise bleibende Verletzungen davon. Er selbst ist nicht erpicht darauf, diese Anekdote zum Besten zu geben, spricht von seinem Militär-«Unfall». «Das war heldenhaft», sagt dagegen einer, der ihn vom Militär kennt. Diese Erfahrung und die körperlichen Schäden hätten grosse Kräfte in ihm freigesetzt, das liberale Sendungsbewusstsein, das er zu seinem wichtigsten Lebensinhalt erhob. «Andere hätten sich danach in die IV verabschiedet», sagt ein Freund. Nef dagegen setzte sich in seiner aktiven Berufszeit als Publizist, Philosoph, Redaktor und weltweiter Vortragsreisender mit unermüdlicher Kraft und ebensolchem Eifer dafür ein, dass liberale Ideen in der Schweiz breit diskutiert wurden und dass der Schweizer Liberalismus international einen Ruf aufbaute. Das ideale Rüstzeug hatte er mit der Muttermilch aufgesogen, da er väterlicher- und mütterlicherseits aus Familien der untergegangenen St. Galler Textilindustrie stammt. Dieser grenzüberschreitende Wirtschaftszweig war traditionell freihändlerisch und liberal geprägt.

Während er an der ETH als Mitarbeiter von Professor Martin Lendi wirkte, an der Universität Zürich ein Dissertationsprojekt verfolgte und in der liberalen Studentenschaft aktiv war, nahm er mit der FDP, der er erst später als Mitglied beitrug, Einsitz in verschiedene Kommissionen. Aus einem seiner damaligen Papiere stammt der Wahlslogan «Mehr Freiheit, weniger Staat». Den Gründern des Liberalen Instituts in Zürich, stadtzürcherischen Freisinnigen alter Schule, fiel der junge Nef auf, und sie fragten ihn, ob er nicht die Leitung des Instituts übernehmen wolle. Er sagte sofort zu. Später wurde das Liberale Institut der deutschen Friedrich-Naumann-Stiftung in Potsdam, wo

Nef ein gerngesehener Gast ist, nach dem Zürcher Vorbild geschaffen.

Nun war er halbtags für das Liberale Institut und halbtags für die ETH tätig. Die Dissertation blieb auf der Strecke, und er gab auch die ETH-Stelle auf, als man von Seiten der *Schweizer Monatshefte* auf ihn zukam und ihm anbot, die Stelle des leitenden Redaktors zu übernehmen. Sein ETH-Förderer Martin Lendi gerät noch heute ins Schwärmen, bezeichnet seinen langjährigen Assistenten als «enorm begabt, breit gebildet, vielseitig belesen», als einen Menschen, «der eine innere Mission verspürt, prononciert, da und dort vielleicht leicht zum Besonderen neigend, aber eben aus einem Fundus heraus, nicht um der banalen Profilierung willen».

Bei den *Monatsheften* kam er mit Gerhard Schwarz, einem liberalen Weggefährten und dem langjährigen Chef der NZZ-Wirtschaftsredaktion sowie mit Konrad Hummler zusammen. Die traditionsreiche Publikation lag damals darnieder. Schwarz erinnert sich: «Wir gaben den *Monatsheften* in den 80er Jahren eigentlich nur noch wenige Jahre Überlebenschance.» Es war dann das massgebliche Verdienst von Robert Nef, die liberale Zeitschrift mehrere Jahrzehnte am Leben zu erhalten. Sowohl das Institut als auch die Zeitschrift hätten seine Arbeitskraft gut und gerne auch zu hundert Prozent in Anspruch nehmen können. Sie blieben beide weitgehend auf die Person von Robert Nef beschränkt. Weder personell noch finanziell gab es grössere Ressourcen. «Nef ist mehr ein Intellektueller als ein Manager», sagt Gerhard Schwarz. Und als Intellektueller setzte er sehr klare Akzente, mit denen er sich ausserhalb des beschaulichen liberalen Kreises viele Feinde machte. «Nef ist ein frecher *Siech*», hiess es schon im Militär.

«Man wurde damals auch in liberalen Kreisen als Hinterwäldler dargestellt.»

Sein liberales Ur-Kredo ist, dass Entscheidungen auf der untersten Stufe fallen sollen. Jede Anballung von Macht ist ihm suspekt. Daher sucht er in allen politischen Fragen Alternativen zu staatlichem Zwang, versucht aufzuzeigen, dass vom Bildungs- über das Gesundheitswesen bis zum Sozialbereich private Lösungen besser sind. Die staatliche Massenfürsorge mit ihrem Planungsglauben ist sein erklärtes Feindbild. Die Schuld für den immer aktiveren Staatsapparat sieht er in den Gesetzmässigkeiten der Bürokratie und in einer unheilvollen Verflechtung des Staates mit der Wirtschaft und den Medien. Die Schweizer Medien verschont er nicht mit Kritik. Er geht dabei an die Schmerzgrenze; etwa als «Merker» des *St. Galler Tagblatts* für rund zwei Jahre für die interne Blattkritik zuständig war.

Die Aufgabe der Medien, so Nef, ist es Meinungsäusserungsfreiheit und Meinungsvielfalt zu gewährleisten. Ein Grund dafür, dass Tito Tettamanti ihn kürzlich als Verwaltungsrat in die Medienvielfalt Holding holte.

Unentbehrliche liberale Wortgewalt

«Robert Nef ist einer der originellsten Schweizer Publizisten, stets für eine Überraschung gut», sagt sein *Monatshefte*-Nachfolger Scheu. Nef selbst bekennt freimütig, dass ihm das «Sitzleder» für ein ganz grosses Werk fehlte. So blieb es grösstenteils bei einer Ansammlung von geistreichen Essays, mit denen er liberale Ideen in die Arena warf. Dabei sei er mit der Zeit «radikaler» geworden. Radikaler in der Ablehnung von Zwang. Radikaler in seinem Einsatz für den Föderalismus. Als neugieriger Redaktor und «Think-Tanker» verfolgt er jede Idee, die ihm dazu geeignet scheint, mehr Freiheit zu bringen, und vertritt sie mit «rhetorischer Brillanz», wie sein Nachfolger beim Liberalen Institut, Pierre Bessard, feststellt. Er versteht seine Tätigkeit als nicht parteigebunden und lag so mit seiner Partei, der FDP, häufiger übers Kreuz. Er wahrte eine «Äquidistanz» zu SVP und FDP: «Meine Aufgabe und jene des Liberalen Instituts war es, den Liberalismus in beiden Parteien zu stärken.»

Von Anfang an war Nef gegen den Beitritt der Schweiz zum EWR. «Man wurde damals auch in liberalen Kreisen als Hinterwäldler dargestellt.» Später, als er dem Abdruck eines seiner Aufsätze in der konservativen *Schweizerzeit* von alt Nationalrat Ulrich Schlüer (SVP) zustimmte, wurde er angefeindet. Personen im Stiftungsrat des Liberalen Instituts forderten seinen Kopf. Doch Nef blieb. Es gab in der Schweiz keine Alternative zu seiner Wortgewalt und dem breiten Wissen über die Kultur und Philosophie des Liberalismus. Vor fünf Jahren, als er auf die 65 zusteuerte, zog er sich aufs Dasein als Privatmann und freier Publizist zurück. Die Friedrich-August-von-Hayek-Gesellschaft zeichnete ihn wenig später mit der Hayek-Medaille aus. Die Leitung des Liberalen Instituts übergab er an Pierre Bessard und wechselte an die Spitze des Stiftungsrates. Er verzichtet auf grosse Belehungen seiner Nachfolger. Die Art der Arbeitsübergabe war vom «Grundvertrauen in den Menschen» bestimmt, erinnert sich Bessard.

Das Geheimnis des grossen Liberalen bleibt es, wieso er ausgerechnet mit dem Erreichen der 65-Jahre-Grenze seine Ämter abgab, die symbolhaft für den staatlich diktierten Lebensrhythmus steht. Robert Nef wird Anfang April 70 Jahre alt.

Florian Schwab ist nebenberuflich als Delegierter des Direktors beim Liberalen Institut in Zürich tätig.

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Zusammenfassung des Buches «Neidökonomie» von Robert Nef und Gerhard Schwarz auf www.getabstract.com/weltwoche

Auf Augenhöhe mit Kennedy

Alfred Schaefer war einer der bedeutendsten Schweizer Bankiers des 20. Jahrhunderts und der Erbauer der modernen SBG. Teil eins einer zweiteiligen Serie zur Geschichte der UBS, die in diesem Jahr ihren 150. Geburtstag feiert. *Von René Lüchinger*

«Leistung», pflegte Alfred Schaefer zu sagen, wenn ihn einer fragte, was denn das Schmiermittel seiner Bankkarriere gewesen sei, die ihn, den Aargauer aus mittelständischem Milieu, bis in das Präsidium der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) getragen hatte. Um dann, in einem zweiten Atemzug, nachzuschieben: «und Zufall». Als Schaefer im Herbst 1986 82-jährig starb, schrieb Robert Holzach, sein Nachfolger, in einem Nachruf: «Mit ihm ist ein Meteor erloschen.»

Nie hatte er bei einem anderen Arbeitgeber unterschrieben, und als er im Jahre 1976 nach 45 SBG-Jahren in Pension ging, hatte er die Bank zum grössten Geldinstitut des Landes und zu einem international bedeutenden Finanzkonzern gemacht. In dieser Zeit hatte sich die Bilanzsumme mehr als verhundertfacht – auf 52 Milliarden Franken; die Mitarbeiterzahl stieg von 500 auf 12 000 Personen. Alfred Schaefer ist der bedeutendste Schweizer Bankier des 20. Jahrhunderts, der Erschaffer der modernen Bankgesellschaft, ohne die es auch die heutige UBS nicht gäbe.

Am Anfang war der Zufall

Äusserlich verkörperte Alfred Schaefer den Schweizer Banker der Nachkriegszeit wie kaum ein Zweiter. Meist trug er einen Zwicker auf der Nase, ein Pincenez, wie die Franzosen diesen nennen, der ihm eine intellektuell-weltmännische Aura gab, Pendant zu seiner asketischen Erscheinung, seiner bildungsgeschwängerten Ausdrucksweise in Wort und Schrift. Sosehr dieses Bild zum Prototyp, ja zum Klischee des Schweizer Bankers gerinnen könnte, der nach dem Zweiten Weltkrieg den Schweizer Finanzplatz in die oberste Liga hochgestemmt hatte – der Einstieg Alfred Schaefers in die SBG und sein Aufstieg bis an die Bankspitze folgten keineswegs einem minutiös berechneten Masterplan. Vielmehr war diese einzigartige Laufbahn Produkt einer Melange aus persönlichem Leistungswillen und Geschäftsmöglichkeiten, die sich einem neutralen Schweizer Bankier zwischen dem kriegsversehrten Deutschland und der Siegernation USA boten und die Alfred Schaefer zu nutzen wusste.

Am Anfang war der Zufall. Der junge, damals 25-jährige Alfred Schaefer hatte sich an den juristischen Fakultäten in Zürich, Genf, Rom und Paris seinem Studium der Rechte gewidmet, als ihn in der französischen Hauptstadt ein Brief seines Vaters erreichte, dem ein



Prototyp des Schweizer Bankers: SBG-Verwaltungsratspräsident Schaefer, 1965.

Zeitungsinserat beigelegt war. «Zürcher Grossbank», hiess es dort, «sucht juristischen Mitarbeiter». Alfred Schaefer kehrte zurück in die Heimat und meldete sich eines Nachmittags bei dem Zürcher Geldinstitut – «ohne viel Begeisterung», wie Chronisten urteilten. Vielleicht gehört solches zur Legendenbildung einer später erfolgreich verlaufenen Karriere.

Verbürgt ist jedoch auch, dass die Schaefer aus dem Aargau ihr Geld als selbständige Bauunternehmer verdienten und darum ein Job als angestellter Banker nicht unbedingt auf dem Radar war. Doch nach dem Vorstellungsgespräch an der Zürcher Bahnhofstrasse liess er sich vom «Antrag im Augenblick verlocken», wie Schaefer später einem Journalisten erzählte. Aber schon auf dem Weg zum Bahnhof machten sich Gewissensbisse darüber breit, ob es eine gute Wahl gewesen war, die Zukunft nicht als freier Jurist, sondern als Bankangestellter zu bestreiten.

Statt den Abendzug nach Aarau zu nehmen, machte Alfred Schaefer kehrt und klopfte erneut an das Tor der Bank, um sein Eintrittsversprechen zurückzunehmen. Doch es war nach sechs Uhr abends, die Pforte zur Bank war schon verriegelt, und so wurde der 15. Januar 1931 zu seinem ersten Arbeitstag in der Rechtsabteilung der Bank. Ein Jahr, sagte sich Alfred Schaefer, wolle er höchstens bei der Bank bleiben.

Es waren keine guten Jahre für Banken und Banker. Vorab in Deutschland stürzte die Weltwirtschaftskrise und der Aufstieg des Nationalsozialismus die Geldinstitute reihenweise in die Krise. Ausländische Gläubiger zogen Kapital ab, und dies führte dazu, dass die deutsche Regierung einen Zahlungsstopp für Auslandsschulden verfügte. Dies traf auch zahlreiche dort engagierte Schweizer Banken. Von den damals acht Grossbanken im Land konnten fünf nur mit Staatsgeldern saniert werden, eine ging pleite, und die SBG war in ihrer Existenz bedroht.

Zigarrenverbot, nur offenen Roten

Mittendrin in diesem Beben befand sich nun Alfred Schaefer, und offensichtlich hatte er nicht nur seine Absicht aufgegeben, die Bank schnellstens wieder zu verlassen, sondern sich stattdessen entschieden, Hand anzulegen bei der drängenden Sanierung der Bank. «Serrez les rangs», gab Alfred Schaefer in der im Jahre 1934 neugegründeten Personalzeitschrift als Durchhalteparole heraus, und was dies bedeutete, wurde allen Beteiligten schnell klar. Hunderte von Angestellten wurden entlassen, die Löhne gekürzt, die Leistungen der Pensionskasse um 15 Prozent reduziert, und das Aktienkapital wurde bis 1936 innert dreier Jahre von 100 Millionen auf 40 Millionen Franken zurückgefahren.

Gespart wurde auch im Kleinen, wie sich der nachmalige Bankpräsident später erinnerte. Keine Zigarren gab es mehr während den Sit-

zungen, und wenn Wein kredenzt wurde, dann nur roter im Offenaussschank. Wie dramatisch die Situation der SBG damals war, brachte Alfred Schaefer Jahrzehnte später mit folgenden Worten zu Papier: «Es ging ganz einfach darum zu überleben. Wir fürchteten während Wochen den Run auf die Bank. Unsere Tätigkeit beschränkte sich darauf, Kasse zur



Die SBG an der Zürcher Bahnhofstrasse, 1957.

Verfügung zu halten, um einem solchen Angriff zu begegnen. Als wir die Sanierung vornahmen, wurde ich mit ihrer Durchführung betraut.»

Immerhin legte der junge Bankier in dieser Zeit der Krise das Fundament für seinen Aufstieg in der Bank. Auch ausserhalb wurde Alfred Schaefer Zeuge der Zeitgeschichte. Als General Henri Guisan am 25. Juli 1940 die Spitzen der Armee auf die Rütliwiese befahl, war mit dem damals 35-jährigen Kavalleriehauptmann Alfred Schaefer einer der jüngsten Offiziere überhaupt am legendären Rütli-Rapport anwesend. Dieses Ereignis muss ihn schwer beeindruckt haben. «Es gab wohl kaum einen», erinnerte er sich später, «auch nicht unter den härtesten Rapport-Teilnehmern, der nicht Tränen in den Augen hatte und sie auch nicht verbarg. Es waren Tränen der Ergriffenheit, die sich in Entschlossenheit wandelte.»

Eine ähnliche Entschlossenheit legte Alfred Schaefer bei der Sanierung der SBG an den Tag. Radikal baute er gefährdete Engagements der Bank vorab in Deutschland ab, schrieb die Gelder im nationalsozialistischen Deutschland oftmals mit Verlusten von gegen 50 Prozent ab. Er liquidierte zahlreiche Beteiligungen und Tochterbanken der SBG, und als der Krieg vorüber war, zog er Bilanz: «1945 hatte unsere

Bank keinerlei stille Reserven, aber hatte sämtliche schwachen Engagements ausgemerzt. Nach fünfzehn Jahren war die Basis geschaffen zum Wiederaufstieg.»

Er selber war in dieser Zeit in raschem Tempo in die Teppichetage der SBG aufgestiegen. Bereits 1934 war Alfred Schaefer zum Vize-Direktor ernannt worden, drei Jahre später zum Direktor, und ab 1941 sass er als noch nicht einmal Vierzigjähriger in der Generaldirektion der Bank. Krise und Krieg hatten seine Karriere beflügelt.

Ihm gehörte die Zukunft. Alfred Schaefer war jung und ehrgeizig, umgeben von Kollegen und Mitarbeitern, die «zum Teil erheblich älter waren, sodass die Leitung der Bank viel Takt und Rücksichtnahme erforderte», wie er sich später erinnerte. In der zweiköpfigen Generaldirektion sass er neben Fritz Richner, elf Jahre älter und ebenfalls Aargauer, der sich vorab für finanztechnische Fragen interessierte. Die zukünftige Strategie der Bank zu dieser Stunde null nach Bereinigung der Altlasten oblag also Alfred Schaefer, und dieser war gewillt, sämtliche Opportunitäten zum Wachstum zu nutzen. Sie boten sich nach Kriegsende.

Neue Rangfolge unter den Grossbanken

Gleich drei Schweizer Grossbanken – die Eidgenössische Bank, die Bank Leu, beide in Zürich, sowie die Basler Handelsbank – befanden sich aufgrund blockierter Gelder in Deutschland nach Kriegsende immer noch in Schiefelage. Sie hatten ihre Guthaben nicht wie die SBG abgeschrieben, sondern in den Bilanzen stehenlassen, und dies wurde nun zum unüberwindbaren, auch politischen Handicap. So sahen die Chefs der Eidgenössischen Bank nach ihrer Unterstützung deutscher Banken und deutscher Industrie während des Naziregimes unter den neuen Machtverhältnissen nach Kriegsende kaum eine Chance, ein neues Auslandsgeschäft aufzubauen, und suchten einen Käufer für ihre Bank.

Alfred Schaefer verhandelte bereits über eine Übernahme der Basler Handelsbank, als ihm zu Ohren kam, dass auch die Eidgenössische Bank plötzlich zu haben war. «Wir standen kurz vor dem Abschluss», erinnert er sich später, «vollzogen aber innerhalb von 24 Stunden eine Schwenkung, als sich herausstellte, dass auch die Eidgenössische Bank für eine Übernahme reif war.» Als ihm das nach wie vor intakte Inlandgeschäft der Eidgenössischen Bank zum Kauf angeboten wurde, liess sich Alfred Schaefer nicht zweimal bitten. Die Akquisition, die im September 1945 abgeschlossen wurde, bezahlte er mit SBG-Aktien und erhielt dafür eine Stärkung der Präsenz in Zürich, Bern und insbesondere Genf – dort wurde die SBG gar zum stärksten Finanzinstitut überhaupt. Das Inlandgeschäft der Basler Handelsbank ging nach dem Verzicht der SBG an den Schweizerischen Bankverein (SBV), und die

Ikonen

Frau der Schlüssel

Warja Lavater hat vor 75 Jahren das Logo der heutigen UBS erfunden.

Drei Klicks waren im Internet nötig, um sie zu finden. Kurze Zeit später, im Herbst des Jahres 2003, sass ich in ihrem Wohnzimmer im Zürcher Seefeld. Warja Lavater war gerade neunzig Jahre alt geworden und erzählte, wie sie die drei weltbekannten Schlüssel erfunden hatte, die noch heute das Logo der UBS zieren.



1937 ist das gewesen, und Warja Lavater war damals eine Frau Mitte zwanzig, die an der Kunstgewerbeschule Zürich gerade ihre Ausbildung als Grafikerin beendet hatte. Einen ersten Job hatte sie eben hinter sich. Sie hate das Logo für die Landi 1939 entworfen. Dieses war zwei Jahre vor der Ausstellung erstmals in der Zeitung zu sehen gewesen, und das muss die Herren Bankdirektoren auf die Grafikerin aufmerksam gemacht haben. Die Banker hatten nämlich beschlossen, ihre Bank, der Schweizerische Bankverein (SBV), brauche endlich ein eigenes «Hausabzeichen», welches in Zukunft sämtliche Drucksachen zu schmücken habe. Warja Lavater erinnerte sich noch knapp sieben Jahrzehnte später, wie sie sich bei der Bank vorgestellt hatte. Sie mit Hut, lackierten Fingernägeln und eher schüchtern. Die Banker respekt-einflössend, allesamt Männer und doch gewillt, der Newcomerin eine Chance zu geben.

«Jede Bank hat einen Tresor und schliesst diesen ab», sagte die betagte Dame in ihrem Wohnzimmer über ihre Motivation, als Logo einen Schlüssel zu wählen. Warum es schliesslich deren drei geworden sind, wusste sie auch noch ganz genau. Einen für jeden Landesteil, meinte sie, schliesslich arbeiteten unter dem Dach des SBV Deutschschweizer, Romands und Tessiner einträchtig zusammen. Dass sie die Rätoromanen vergessen hatte, sei ihr nachzusehen. Und noch etwas fiel ihr zu ihrem Logo, zur von ihr gewählten Anordnung der Schlüssel ein: «Eine Waagrechte, eine Senkrechte, zwei Diagonalen und ein Kreis», meinte sie und fuhr die Arme aus, «das sind die Urzeichen des Menschen.»

René Lüchinger

Bank Leu musste mit Millionensummen saniert werden – das einst weit grössere Institut als die SBG verlor dadurch den Anschluss an die Grossbanken.

Diese Zeitenwende im Jahre 1945 zementierte auch eine neue Rangfolge unter den Grossbanken des Landes. Der Schweizerische Bankverein war nun mit einer Bilanzsumme von 1826 Millionen Franken das klar grösste Institut, vor der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA) mit 1606 Millionen und Alfred Schaefers Bankgesellschaft mit 1174 Millionen Franken Bilanzsumme. Ausserhalb des Milliarden-Klubs segelte die Schweizerische Volksbank (SBV) mit 793 Millionen und eben die Bank Leu mit eher bescheidenen 161 Millionen Franken Bilanzsumme.

Der lediglich dritte Platz auf dem Podest schmeckte Alfred Schaefer gar nicht. Noch Jahre später bedauerte er seine fehlende Tatkraft und schrieb: «Während dieser Zeit des Kampfes um den Aufstieg in die vorderste Reihe der schweizerischen Banken hat es mir zweimal an Mut gefehlt.» Das war, als sich eben die Gelegenheit bot, «auch die Basler Handelsbank zu übernehmen», und ebenso einige Jahre später, als sich die Möglichkeit ergab, «die absolute Mehrheit der American Express für einen sehr bescheidenen Betrag» zu kaufen. Zwanzig Millionen Dollar wären nötig gewesen, und diese «Investition hätte sich ungefähr verfünfundzwanzigfach», schrieb Alfred Schaefer drei Jahrzehnte später mit Bedauern. Sich fast entschuldigend für sein fehlendes Unternehmertum, meinte er über die notwendigen zwanzig Millionen: «Diese hatten wir damals nicht.»

Die vertrackte Geschichte mit Interhandel

Der Stachel, vor ihm liegende Gelegenheiten nicht genutzt zu haben, sass tief bei Alfred Schaefer. Im Jahre 1957 kam wieder so eine Gelegenheit, und diesmal war der SBG-Chef – Schaefer war seit 1953 Präsident der Generaldirektion – gewillt, diese nicht an sich vorbeiziehen zu lassen. Nach diesem Deal war die SBG mit Abstand die grösste und kapitalkräftigste Bank der Schweiz. Das Dossier hiess: Interhandel. Eine vertrackte Geschichte, die zeitlich weit bis in die Mitte der zwanziger Jahre in Deutschland zurückreichte. Über drei Jahrzehnte später, eben 1957, wurde Alfred Schaefer Verwaltungsrat von Interhandel und nutzte dieses Mandat und diese Firma, um seine Bank an der heimischen Konkurrenz vorbei an die Spitze der Schweizer Grossbanken zu katapultieren. Dort blieb sie, bis sie 1998 mit dem Bankverein zur heutigen UBS fusionierte.

Während der Weimarer Republik, im Jahre 1925, verschmolzen die fünf grössten deutschen Chemieunternehmen Bayer, Hoechst, BASF, Agfa und Cassella mit weiteren Betrieben zur IG Farben, dem weltweit grössten Chemiekonzern. Drei Jahre später gründete



«Tränen in den Augen»: General Guisan, 1940.

die IG Farben in Basel einen Ableger, die IG Chemie, später Interhandel; mit einem Aktienkapital von 290 Millionen Franken war diese damit die grösste Schweizer Gesellschaft überhaupt. In diesem Unternehmen waren die internationalen Beteiligungen der IG Farben zusammengefasst, unter anderem deren wichtigste Beteiligung, die American IG Chemical in New York. Weiter sollte die IG Chemie auf dem Schweizer Finanzmarkt zinsgünstiges Kapital für die globale Expansion der IG Farben beschaffen.

Präsident der IG Chemie wurde der Deutsche Hermann Schmitz, der später auch zum Präsidenten der Muttergesellschaft IG Farben aufstieg – ein Mann mit brauner Vergangenheit. Er war bereits vor der Machtergreifung von

Robert F. Kennedy empfing Schaefer mit übereinandergeschlagenen Füssen auf dem Schreibtisch.

Adolf Hitler Geldgeber der Nazis, später Reichstagsabgeordneter der NSDAP und ab 1935 sogenannter Wehrwirtschaftsführer, ein Titel, den Unternehmer und Manager sogenannter rüstungswichtiger Betriebe vom Naziregime verliehen bekamen. Während des Kriegs ging es bei der Basler IG Chemie immer auch darum, die wichtige Auslandsbeteiligung in den USA vor der Beschlagnahme durch die Alliierten zu schützen. Dazu diente auch die Umfirmierung der US-Tochter in General Aniline and Film (GAF), und im Verwaltungsrat der Basler IG Chemie nahmen Schweizer Honoratioren wie Bankverein-Verwaltungsrat Felix Iselin-Merian Einsitz – alles mit dem Zweck, die Besitzerschaft der IG Farben zu verschleiern.



Tauwetter: US-Justizminister Kennedy, 1961.



Substanz-Transfer: VR-Präsident Senn, 1994.

Aus dem gleichen Grund wurde im Winter 1945 auch die Basler IG Chemie in das neutrale «Interhandel» – Internationale Industrie- und Handelsbeteiligung – umgetauft; zu einem Zeitpunkt freilich, als die USA die amerikanische Tochter GAF bereits längst als deutsches Feindvermögen beschlagnahmt hatten. Bis Ende der fünfziger Jahre drehten sich endlose juristische Auseinandersetzungen zwischen Interhandel, den USA und der Schweiz um die Frage, ob die Vereinigten Staaten die blockierten Aktiva der GAF Interhandel zurückgeben müssten, da es sich bei der Basler Firma um ein schweizerisches Unternehmen handelte. Als diese Auseinandersetzungen sich wieder einmal in einer Sackgasse befanden, kam eben mit Alfred Schaefer ein neuer Kopf in den Verwaltungsrat von Interhandel, amtierte seit 1959 als dessen Präsident und steuerte beherzt einen für beide Seiten vorteilhaften aussergerichtlichen Vergleich an, bei dem seine SBG als Siegerin vom Platz gehen sollte.

Das kam so: In den USA hatte Anfang der sechziger Jahre unter John F. Kennedy eine Administration die Regierung übernommen, für

die nicht mehr das zusammengebrochene Naziregime Fixpunkt der Politik darstellte, sondern der Kalte Krieg. Zudem war die ehemalige IG Farben längst wieder in Nachfolgeunternehmen wie Bayer, Hoechst und BASF aufgetrennt worden, die auch wieder Niederlassungen in den USA betrieben. Dieses Tauwetter in der Politik wollte Alfred Schaefer für seine Sache nutzen und suchte auf ungewöhnlichem Wege Kontakt zu den Kennedys. Er instrumentalisierte dafür den polnischen Adligen Fürst Stanislaw Albrecht Radziwill, der mit der Schwester der First Lady Jackie Kennedy verheiratet war. So drang Alfred Schaefer bis in das Büro des US-Justizministers Robert F. Kennedy vor, und als der Bruder des Präsidenten den Schweizer empfing, war das ein Mann, der seine Füsse in salopper Manier auf dem Schreibtisch übereinandergeschlagen hatte. Alfred Schaefer war geistesgegenwärtig genug, es dem Amerikaner gleichzutun, erzählte der SBG-Chef später mit einem Schmunzeln.

Das Ende vom Lied war, dass die US-Interhandel-Tochter GAF im März 1965 versteigert

wurde und 320 Millionen Dollar löste. 200 Millionen blieben beim amerikanischen Staat, 120 Millionen flossen an Interhandel zurück – zum damaligen Wechselkurs rund 520 Millionen Franken. Die SBG war bereits Grossaktionärin von Interhandel, und mit der Beilegung des Rechtsstreits mit den USA kam es in dieser Geschichte zum grossen Finale: Die Idee dazu stammte von einem knapp vierzigjährigen Juristen, der Mitte 1966 gerade zum stellvertretenden Generaldirektor der SBG ernannt worden war. Nikolaus Senn schlug vor, die Interhandel mit der SBG zu verschmelzen, um dadurch deren Substanz in die Bank zu transferieren – und Alfred Schaefer war begeistert. Nach dieser Operation war die SBG, gemessen am Gewinn, Eigenkapital und Personalbestand, die grösste Bank der Schweiz. Jetzt endlich stand Alfred Schaefer zuoberst auf dem Podest.

Gratulationen aus dem Ausland

Als die Bank im Jahre 1975 zum siebzigsten Geburtstag ihres Präsidenten eine Festschrift herausgab, schrieben zu Alfred Schaefers Ehren alle, die im in- und ausländischen Banking Rang und Namen hatten. Hermann Abs etwa, Chef der Deutschen Bank; David Rockefeller, Chairman der amerikanischen Chase Manhattan; Marcus Wallenberg, Chairman der Skandinaviska; oder auch Alfred E. Sarasin, Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung. Rockefeller hat einmal gesagt: «Die Schweizer Banker waren sehr angesehene Leute, immer kompetent, fleissig und zuverlässig.» Gut möglich, dass er dabei Alfred Schaefer vor Augen gehabt hat.

Claude Baumann, Werner E. Rutsch:

Swiss Banking – wie weiter? Aufstieg und Wandel der Schweizer Finanzbranche. NZZ Libro

Dirk Schütz: Der Fall der UBS. Warum die Schweizerische Bankgesellschaft unterging. Bilanz **Alfred Schaefer:** Reden und Aufsätze 1927–1976. SBG **Res Strehle, Gian Trepp, Barbara Weyermann:**

Ganz oben – 125 Jahre Schweizerische Bankgesellschaft. Limmat

In der nächsten Ausgabe: Swiss Banking und amerikanisches Gebaren: die neue UBS.



HUBLOT

HUBLOT
BIG BANG
GOLD CERAMIC

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich
Tel +41 (0)43 344 63 63 • beyer.ch.com

Burmas unterschätzte Generäle

Im Militärstaat Burma sind plötzlich Zeichen eines Tauwetters zu spüren. Internationale Politiker machen ihre Aufwartung, sogar die Amerikaner wollen «Hoffungsflämmchen» sehen. Erstaunlich: Antreiber des Wandels scheinen die burmesischen Generäle selber zu sein. Alles nur Fassade? *Von Sophie Mühlmann*



«Südasiens Gorbatschow»: Premierminister Thein Sein auf Staatsvisite in Singapur, 2009.



Es tut sich was: Aung San Suu Kyi.



Zügel in der Hand: Juntaführer Than Shwe.

«Lang lebe Mutter Suu!», jubeln Zehntausende Burmesen. Sie schwenken Blumen und versuchen, der grazilen Frau mit dem Mona-Lisa-Lächeln und der frischen Blüte im Haar so nah wie möglich zu kommen. Aung San Suu Kyi wird gefeiert wie ein Popstar. Die «Lady» ist auf Wahlkampftour. Sie wirbt für ihre Partei, die Nationale Liga für Demokratie (NLD). Mit ihr wird sich Suu Kyi, Burmas Oppositionsführerin und Demokratie-Ikone, am ersten April zur Parlamentswahl in Burma stellen. Ein Berater des Präsidenten stellte ihr jüngst gar ein «angemessenes Regierungsamt» in Aussicht, sollte sie gewählt werden. Im ganzen Land ist der zarte Windhauch des Wandels zu spüren wie eine befreiende Brise.

Hätte man all das vor anderthalb Jahren vorhergesagt, niemand hätte es geglaubt. Die NLD war verboten und marginalisiert, Suu Kyi war weggesperrt. Burma, von den Generälen

1991 in Myanmar umbenannt, war ein Schurkenstaat. Seit fast einem halben Jahrhundert mit eiserner Hand regiert von Generälen, die jede Opposition im Keim erstickten, die friedlich demonstrierende Mönche ins Gefängnis warfen und Bürgerrechte mit Füßen traten.

Die dunklen Jahre der «Lady»

Eine paranoide Junta, die ihre Hauptstadt tief in den Dschungel verlegte und ihr Volk nach einem katastrophalen Wirbelsturm eher verrecken liess, als ausländische Hilfe ins Land zu lassen. Die üppige Bodenschätze wie Gas, Öl, Jade, Juwelen und Gold ausbeutete und in die eigenen Taschen wirtschaftete. Und die sich zwielichtige Alliierte wie etwa Nordkorea suchte, um Waffen auszutauschen und angeblich gar eine eigene Atombombe zu bauen. Der Ruf Burmas war schlecht. Und so wurde das Land zum Paria-Staat mit nur wenigen Ver-

bündeten, der vom Westen mit Sanktionen bestraft wurde.

Das Leben Aung San Suu Kyis ist wie ein Spiegel der Entwicklungen ihres Landes. Neunzehn dunkle Jahre stand die «Lady», wie ihre Anhänger sie liebevoll nennen, fast ununterbrochen unter Hausarrest. Sie hatte bei den Wahlen von 1990 eine überragende Mehrheit erzielt. Das passte den Generälen nicht, und so zogen sie die charismatische Tochter von Burmas Unabhängigkeits-Helden General Aung San einfach aus dem Verkehr. Die unbeugsame Frau mit dem schmalen Gesicht und dem kerzengraden Rücken war all die Jahre für Burmas omnipotenten Generalissimus Than Shwe und seine Getreuen die grösste Bedrohung. Sie symbolisierte das, was diese dem Volk vorenthielten: Demokratie und Selbstbestimmung. Mit leisem, höflichem Lächeln trotzte die heute 66-Jährige der Übermacht und hatte mit

ihrer gewaltlosen stillen Widerstand, der ihr 1991 auch den Nobelpreis einbrachte, das Volk auf ihrer Seite. Die Menschen beten sie an.

Immer wieder hatten die Generäle unter absurden Vorwänden Suu Kyis Hausarrest verlängert. Doch dann, im November 2010, liessen sie ihre prominenteste Gefangene frei. Die Militärjunta hatte mit grossem Trara eine siebenstufige «Roadmap zur Demokratie» verkündet und hielt Ende 2010 die ersten Parlamentswahlen seit fast zwanzig Jahren ab.

Damals wurden diese Schritte der berüchtigten Militärrherrscher von den meisten Kommentatoren der Welt mit Hohn bewertet: Die Wahl sei eine Scharade, die Versprechen nichts weiter als Lippenbekenntnisse, weil der Druck von aussen allzu gross werde. Bei jenen ersten «historischen» Wahlen war die berüchtigte Junta abgetreten und hatte – jedenfalls nach aussen hin – Platz gemacht für eine gewählte Regierung. Die der Armee nahestehende «Union für Solidarität und Entwicklung» (USDP) hatte angeblich 80 Prozent der Stimmen erzielt. Premierminister und Ex-General Thein Sein, inzwischen seit einem Jahr Präsident, stand an der Spitze der USDP, gemeinsam mit mehreren anderen hochrangigen Ex-Militärs, die alle ihre Uniform abgelegt hatten, um als zivile Politiker antreten zu können. «Alter Wein in neuen Schläuchen», hatten damals die Kritiker aus dem In- und Ausland geschimpft und die Wahl zur Farce erklärt. Die Junta hatte offenbar noch mit massivem Wahlbetrug nachhelfen lassen – und mit zusätzlichen Klauseln die weitere Kontrolle des Militärs sichergestellt. Da blieb nicht viel Raum für Hoffnung.

Und so haben die Entwicklungen der letzten zwölf Monate alle Beobachter überrascht. Präsident Thein Sein, zuvor als «Postbote» von Juntaführer Than Shwe belächelt, entpuppt sich als wahrer Reformier. Schon nennen etliche Medien den kleinen, fast scheuen Ex-General mit dem starren Lächeln hinter der goldgeränderten Brille «Südostasiens Gorbatschow». Selbst eingefleischte Regimekritiker müssen inzwischen zugeben: Es tut sich was. Die meisten aber, so scheint es, haben Thein Sein unterschätzt.

Zuerst wurde eine Handvoll politischer Gefangener freigelassen, im Januar dann mehrere Hundert. Kurz darauf schloss Präsident Thein Sein einen historischen Waffenstillstand mit den Karen-Rebellen. Damit wäre ein erbitterter Unabhängigkeitskampf, der seit 1949 in den Urwäldern im Osten des Landes wütete, beendet. Allerdings bestreiten die Karen inzwischen, ein Abkommen unterzeichnet zu haben. Man müsse die Bedingungen noch einmal diskutieren, betonten sie am vergangenen Wochenende.

Die Regierung hob ausserdem die staatliche Zensur für mehr als fünfzig Zeitungen, Magazine und Zeitschriften auf. Sogar der oberste Zensor des Landes fordert nun ein Ende der «Gedankenkontrolle».

Thein Sein hatte zuvor bereits ein lukratives, vom «grossen Bruder» Peking finanziertes Staudamm-Grossprojekt am Irrawaddy-Fluss gestoppt – sehr zum Ärger der Chinesen. Anwohner, Umweltschützer und allen voran Aung San Suu Kyi, hatten sich gegen das Projekt aufgelehnt und offenbar Präsident Thein Sein überzeugt. Das gab es noch nie in Burma.

Der Ex-General selber brachte es jüngst auf den Punkt. In seinem ersten Interview mit westlichen Medien erklärte der 66-Jährige: «Wir bemühen uns, den Willen des Volkes zu erfüllen.» Die Reformen, erklärte er gegenüber der *Washington Post*, «sind irreversibel. Es gibt keinen Grund, das Rad zurückzudrehen.»

Im vergangenen August hatte Thein Sein selbst notorische Skeptiker überrascht: Er hatte Aung San Suu Kyi zu einem persönlichen Gespräch empfangen. Allein die Tatsache, dass die frühere politische Erzrivalin in die Hauptstadt Naypyidaw geladen wurde, schien zuvor

Sogar der oberste Zensor des Landes fordert nun ein Ende der «Gedankenkontrolle».

undenkbar. Doch noch verblüffender für Beobachter und Landeskennner: Thein Sein hörte Suu Kyi offenbar tatsächlich zu.

In der ehemaligen Hauptstadt Rangun ist der Wandel jeden Tag mehr zu spüren. Zwischen den geschwungenen Pagodendächern aus massivem Gold, den knatternden Mopeds, den in Würde zerfallenden Kolonialgebäuden und heiligen Bodhi-Bäumen scheint die ständige Angst von den Schultern der Menschen abzufallen. Supermärkte, sogar ein Buchladen mit internationalen Werken wurden eröffnet, und man kann inzwischen ausländische Zeitungen bekommen. Das Internet ist nun beinahe besser zugänglich als nebenan in Thailand. Und ganz offen werden überall wieder Bilder von Aung San Suu Kyi verkauft.

Wende oder grandiose Inszenierung?

Selbst die bisher stets Burma-kritischen USA haben den Generälen im neuen Gewand inzwischen den Ritterschlag erteilt – und werden bald zum ersten Mal seit über zwanzig Jahren wieder einen Botschafter schicken. Im November hatte Präsident Obama erklärt: «Nach Jahren der Dunkelheit haben wir in den letzten paar Wochen Hoffungsflämmchen gesehen.» Hillary Clinton war im Dezember die erste US-Aussenministerin, die das Land nach mehr als einem halben Jahrhundert bereiste.

Und viele andere folgten. Aus London kam ihr Amtskollege William Hague, aus Paris Alain Juppé, und demnächst wird die EU-Aussenbeauftragte Catherine Ashton nach Burma reisen. Im kommenden April wird Brüssel über ein mögliches Ende der Sanktionen entscheiden, das auch Aung San Suu Kyi sich

wünscht, trifft es doch seit je vor allem die Armen, nicht die Generäle.

Gründe für all die unvorhergesehenen Veränderungen gibt es einige. Der arabische Frühling und die Angst vor totalem Machtverlust der alten Garde mögen eine Rolle spielen. Die Regierung in Naypyidaw will aber vor allem ihre internationale Reputation reinwaschen. Thein Sein selbst nannte im Interview wohl den Hauptgrund: Burma will aus der Isolation heraus. «In der Zukunft, so hoffe ich, wird Myanmar bessere Beziehungen zu den Ländern der Welt haben.» 2014 will Burma den prestigeträchtigen Vorsitz der asiatischen Staatengemeinschaft Asean übernehmen. Und das Ende der Sanktionen? «Myanmar hat seinen Teil geleistet», sagt Thein Sein, «der Rest liegt nun bei den USA und der EU.»

Burmas Präsident mag aber bei der Annäherung an Washington noch eine andere Absicht verfolgen: Er möchte sein Land aus der allzu engen Beziehung mit dem übermächtigen Verbündeten China lösen. Die Absage des Myit-sone-Staudammprojekts ist hierfür ein klares Zeichen. Kritiker, Dissidenten und Exilburmesen bleiben allerdings skeptisch ob der wunderbaren Wandlung des Generals. Zwar belegen die Reformen einen klaren Bruch mit dem drakonischen Regierungsstil von Juntachef Than Shwe, doch garantiert die Verfassung von 2008 dem Militär weiterhin das letzte Wort. Selbst wenn Suu Kyi und ihre Partei im April sämtliche vierzig zur Verfügung stehenden Sitze gewinnen sollen, mahnen die Skeptiker, könne dies kaum die Machtstrukturen verändern.

Hinter den Kulissen, warnen manche, habe ein aus elf Generälen bestehender Nationaler Verteidigungs- und Sicherheitsrat (NDSC) die Zügel in der Hand, und dem, so munkeln manche, steht Than Shwe weiterhin vor. Die amerikanische Burma-Expertin Ingrid Jordt zum Beispiel traut dem Braten nicht: «Burmas militärisch-zivile Regierung schert sich keinen Deut um Demokratie», meint sie, «ihr ist nur wichtig, dass die internationale Gemeinschaft das, was sie tut, als Demokratie betrachtet. Sie wird sich so verändern, wie sie es gerade braucht.» Präsident Thein Sein, meinen die Kritiker, sei nichts weiter als ein Frontmann im liberalen Gewand, der das Image der starken Männer im Hintergrund aufpolieren solle.

Das aber gelingt ihm, wäre es so, nur allzu gut. Selbst die «Lady» traut dem Mann: Nach ihrem historischen Treffen bezeichnete Aung San Suu Kyi den Präsidenten als «ehrlich und aufrichtig».

Vollführt das Land der goldenen Pagoden wirklich eine 180-Grad-Wende? Oder wird die Welt nur Zeuge einer grandiosen politischen Neuinszenierung? Ob des Kaisers neue Kleider echt und haltbar sind, wird die Zukunft zeigen. Aber Burmas Volk und seine «Lady» werden sich mehr denn je trauen, notfalls mit dem Finger auf die nackten Herrscher zu zeigen. ○

Amerikas krankes Herz

Arme und Arbeiter wenden sich ab von traditionellen Werten, die Oberschicht verbarrikadiert sich. Die Kluft verläuft mitten durchs weisse Amerika, sagt der Soziologe Charles Murray. Von Urs Gehriger

Selten wird im Januar bereits das Buch des Jahres gekürt. In den USA geschieht zurzeit genau dies. «Ich wäre geschockt, wenn es ein anderes Werk gäbe, das ähnlich überzeugend die wichtigsten Trends in der amerikanischen Gesellschaft beschreiben würde», schreibt David Brooks in der *New York Times*.

«Coming Apart» ist eine Studie über das Auseinanderdriften von oben und unten, die einen beunruhigenden Zustand konstatiert und die von einem Autor stammt, dessen Name allein schon Gesprächsstoff garantiert: Charles Murray – seit fast drei Jahrzehnten trägt er den Nimbus des Umstrittenen, der mit provokativen Thesen heftige Reaktionen generiert.

Murrays Befund, Amerika habe sich in eine Zwei-Klassen-Gesellschaft gespalten, bietet auf den ersten Blick nichts Neues. Überraschend allerdings ist die Tiefe und Art der Kluft, die er ausgelotet hat. Das Wort Klasse werde dem Graben nicht einmal mehr gerecht, der sich zwischen der amerikanischen Ober- und Unterschicht geöffnet habe. Murray spricht von Stämmen, in die sich das Land aufgeteilt habe. Der Kitt der US-Gesellschaft – die «American kinship» (amerikanische Verwandtschaft) – sei praktisch weg. Oben und unten seien voneinander entkoppelt.

Murray stellt einiges auf den Kopf, das man über Amerikas Gesellschaft zu wissen glaubt. Er demontiert Stereotypen, die im Zuge des Präsidentenwahlkampfes von Kandidaten und Medien aufs Neue bewirtschaftet werden. Die Vorstellung zum Beispiel, die weisse Arbeiterklasse sei die Wächterin der amerikanischen Kernwerte. Sie könnte laut Murray falscher nicht sein. Denn Tugenden wie Glaube, harte Arbeit und eheliche Treue seien heute besonders in schicken Quartieren wie Palo Alto, Kalifornien, oder McLean, Virginia, zu finden.

Palo Alto und McLean gehören zu den neuen Elitezonen Amerikas. Murray nennt sie *super-zips* – Super-Postleitzahlen. Sie konzentrieren sich in den Grosstädten entlang der Ost- und Westküste, in New York, Boston, Philadelphia, Washington D. C., Los Angeles, San Francisco sowie in einigen Metropolen des Binnenlandes wie Chicago und Dallas. Auf der US-Karte sehen sie aus wie Inselgruppen in einem weiten Meer.

Insgesamt gebe es bloss wenige *super-zips* – Murray zählt 882 –, doch praktisch die gesamte amerikanische Oberschicht wohne heute in diesen Enklaven. Allein in den grössten vier *super-zips* seien 39 Prozent zu Hause. Die neue Oberschicht zeichne sich aus durch

überdurchschnittlich hohes Einkommen und ebensolche Bildung. Und sie bleibe unter sich. Wenn man in einen *super zip* geboren werde, werde man wahrscheinlich zusammen mit *super zip*-Leuten an die Hochschule gehen; man werde jemanden aus den Elite-Enklaven heiraten; und man werde in einem *super zip* leben.

Belmont und Fishtown

Um die Kluft vor Augen zu führen, wählt Murray zwei fiktive Wohnorte, welche die jeweiligen Stämme repräsentieren sollen. Stellvertretend für die Elite steht «Belmont» (Vorbild ist ein gleichnamiger Vorort von Boston). Symbol der Unterschicht ist «Fishtown» (einer Arbeiterkleinstadt in Philadelphia nachempfunden).

Wer in Belmont wohnt, hat mindestens einen Uni-Abschluss und arbeitet als Manager, Arzt, Anwalt, Ingenieur, Wissenschaftler, Hochschuldozent oder in den Medien. Einwohner von Fishtown dagegen haben keinen akademischen Titel. Wenn sie arbeiten, dann in einem handwerklichen Beruf oder in der Dienstleistungsbranche, wo wenig Fachwissen erforderlich ist.

Die Belmont-Elite lebt diszipliniert, pflegt Geist und Körper, kennt den Cholesteringehalt ihrer Nahrung, isst Vollkornkost und Grünzeug, verachtet Rauchwaren aller Art und genießt ein gutes Glas Wein – und weiss

befissen über dessen Geschmack zu referieren. Bewohner von Fishtown hingegen sind von traditionellen bürgerlichen Normen abgerückt. Sie leben in schlecht organisierten, postmodernen oder verlotterten Quartieren. Selbstdisziplin und Produktivität haben sich längst aus Fishtown verflüchtigt.

Die Leute von Belmont pflegen ein reges Sozialleben. Sie fühlen sich wohler unter intellektuellen Ausländern als unter Durchschnittsamerikanern. Ihr Nachwuchs ist Objekt intensiver Planung vom Moment an, da die Frau von ihrer Schwangerschaft erfährt. Einmal auf der Welt, wird der Geist der Sprösslinge mit intellektuellen Stimuli (vom Mobile bis Memory) massiert. Die Eltern sind politisch alert und

Die Elite lebt diszipliniert, pflegt Geist und Körper und kennt den Cholesteringehalt ihrer Nahrung.

aktiv, sie organisieren sich im Quartier und backen Kuchen für das Strassenfest und sind dauernd in Bewegung. Murray nennt sie treffend «helicopter parents».

Ganz anders in Fishtown. Hier herrscht Bunkermentalität. Murray vergleicht seine Einwohner mit schwarzen Schafen, die in allen Familien zu finden seien. «In praktisch jeder Verwandtschaft gibt es ein paar Typen, die ihr Leben nie auf die Reihe kriegen und von der Hilfe von Geschwistern oder Freunden abhängig sind.» Einzelnen seien sie oft recht angenehme Zeitgenossen. Im Kollektiv allerdings «können sie unsere Zivilgesellschaft zerstören».

Bemerkenswert sind die Dimensionen von Ober- und Unterschicht: 20 Prozent der Amerikaner leben in Belmont, 30 Prozent fristen ihr



Hier herrscht Bunkermentalität: Essensausgabe für Bedürftige in Reading, Pennsylvania.

Dasein in Fishtown, eruiert Murray. Schlimmer noch: Die Kluft, die sie trenne, sei immens. Sein Befund: Rund 7 Prozent der weissen Kinder im «oberen Stamm» («upper tribe») sind ausserordentlich geboren. Im «unteren Stamm» sind es 45 Prozent. Im oberen Stamm ist praktisch jeder Mann zwischen 30 und 49 Jahren erwerbstätig. Im unteren Stamm verlieren Männer im erwerbsfähigen Alter – ob in guten oder schlechten Zeiten – regelmässig ihre Jobs oder sind permanent arbeitslos. (Eine erhebliche Zahl der Unterschicht sei überhaupt nicht an einer Arbeit interessiert, so Murray.)

Die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen aus dem unteren Stamm heiraten, in die Kirche gehen, in ihrer Gesellschaft aktiv werden, ist massiv geringer als in der Oberschicht. Dagegen ist die Chance, dass sie exzessiv fernsehen und übergewichtig werden, viel grösser. Die Kriminalitätsrate ist massiv. Das Vertrauen in den Nachbarn ist praktisch inexistent. Der soziale Kitt ist zerbröseln, jeder schaut für sich.

Beifall und Abscheu

Seit drei Jahrzehnten gehört Murray zu den Enfants terribles der amerikanischen Wissenschaftlerszene. 1984 geriet er erstmals in die Schlagzeilen. In «Losing Ground», als heimliche Bibel der Reagan-Regierung bezeichnet, ritt er eine Generalattacke auf das in den USA übertrieben spendable System der öffentlichen Wohlfahrt: Sozialhilfe, Rente, Arbeitslosengeld.

Ein Jahrzehnt später legte Murray ein Werk nach, das ihm Beifall und Abscheu in unüblichen Dimensionen eintrug: In «The Bell Curve», einem Grosswerk über die Ungleichheit, versuchte er nachzuweisen, dass Intelligenzquotient und soziale Klassenzugehörig-

keit nach einem festen Muster, der berühmten «Glockenkurve», zusammenhängen und in dieser Form auch vererbt würden. Für besondere Aufregung sorgte Murrays wiederholter Hinweis auf die «Tatsache», dass der durchschnittliche Intelligenzquotient schwarzer Amerikaner 15 Prozent unter dem der Weissen liege.

Auch in seinem neuen Werk spielt der IQ eine zentrale Rolle – bei der Elite in den *super zips* ortet er eine überdurchschnittliche Intelligenz. Doch anders als in «The Bell Curve» fokussiert Murray in der neuen Studie ausschliesslich auf die weissen Amerikaner. Die selektive Betrachtung stärke seinen Befund, ist Murray überzeugt. Denn die Kluft inner-

Der «obere Stamm» solle sich des «unteren» annehmen und ihn die amerikanischen Tugenden lehren.

halb der weissen Schicht dokumentiere umso deutlicher Amerikas Gespaltenheit.

Obwohl seit Jahrzehnten am konservativen American Enterprise Institute tätig, lässt sich Murray parteipolitisch nicht schubladisieren. Seine Forschungsergebnisse widersprechen Ideologien beider Parteien. Die Republikaner behaupten, Amerika sei von einer dekadenten Kulturelite bedroht, welche die gewöhnlichen Amerikaner korrumpiere; selbige würden Gott, Land und traditionelle Werte lieben. Dieser Befund ist gemäss Murray falsch. Sein Fazit lautet: Die Kultureliten leben ein konservativeres und traditionelleres Leben als die Massen.

Demokraten monieren, Amerika sei von einer Finanzelite bedroht, welche sich die Res-

ourcen der Gesellschaft rücksichtslos aneigne. Auch diese Ansicht lenke vom Wesentlichen ab, sagt Murray. Der wahre soziale Graben liege zwischen den oberen 20 Prozent und den untersten 30 Prozent. Es würde nichts nützen, die Einkommensunterschiede zu nivellieren. Die neue Oberschicht bliebe trotzdem isoliert, denn ihre Kultur sei nicht einfach «ein Produkt von grossem Wohlstand, sondern ebenso durch ihre Bildung und ihren Wertkonservatismus generiert».

Verlorene Gründertugenden

Murray nimmt nicht Position gegen die neue Elite, die politisch eher im demokratischen Lager anzusiedeln ist. Die Mitglieder des oberen Stammes hätten sich als «phänomenal produktiv» erwiesen, schreibt er. Murrays Sorge gilt dem Ausmass, in dem die weisse Unterschicht den Kontakt zu den – wie er es nennt – «vier Gründertugenden» Amerikas verliert: Fleiss, Ehrlichkeit, Ehe und Religion hätten eine entscheidende Rolle beim Aufstieg der USA gespielt. Ihr Verlust sei ein Schaden am «Herzen der amerikanischen Gesellschaft».

Je nach politischer Couleur sieht das Heilungsrezept für den amerikanischen Patienten anders aus. Sozialdemokraten vom Schlage Obamas rufen nach einer Umverteilung des Reichtums. Sozialkonservative mögen darin einen dringenden Fall für eine Regierungspolitik sehen, die Heiraten, Religion und die traditionellen Werte stärkt.

Murray, der sich als libertär bezeichnet, sieht in der dargelegten Entwicklung hingegen einen überzeugenden Fall von Rückkehr zu einer limitierten Regierung – das Konzept der Gründerväter. Sein Rezept allerdings liest sich beklemmend lapidar. Er appelliert an das zivile Gewissen der Elite und fordert eine «grosse Erweckungsbewegung». Der «obere Stamm» solle sich vermehrt des «unteren» annehmen und ihn die uramerikanischen Tugenden lehren.

Mit seinem an Fakten und Statistiken reich unterfütterten Werk hat Murray innert kürzester Zeit Stoff für Fundamentaldebatten geliefert, doch bisweilen vernebelt seine Zahlenorgie den Überblick. Bei seiner Fokussierung auf oben und unten geht der Rest der Gesellschaft verloren. Über die 50 Prozent der Amerikaner jenseits von Belmont und Fishtown finden sich in «Coming Apart» keine Daten, noch erfährt man etwas über ihre Befindlichkeit. Hier liegt Murrays grosses Manko und möglicherweise Amerikas Zukunft. Denn vielleicht führt, wie so oft, der Weg aus der Mälaise über die Mitte.



Charles Murray

«Coming Apart. The State of White America 1960–2010», Random House. 407 S.



Das Leben in den Elite-Enklaven: Kunden in einem Luxusladen in Kissimmee, Florida.

«Eigentlich bin ich schon tot»

Sie war das berühmteste Fotomodell der Welt, ihr Vater war am gescheiterten Attentat von 1944 gegen Adolf Hitler beteiligt. Veruschka Gräfin von Lehndorff, 72, über ihre Freundschaft zu Dalí, ihr Erfolgsgeheimnis und den Grund, weshalb sie zu Kieser ins Training geht. *Von Sven Michaelsen*

Frau von Lehndorff, als Sie am 14. Mai 1939 mit ausgestrecktem rechtem Arm aus dem Schoss Ihrer Mutter kamen, entfuhr Ihrem Vater der Satz: «Das fängt ja gut an, meine Tochter kommt mit dem Hitlergruss auf die Welt!» Über Ihr Äusseres sagte er erschrocken: «O Gott! Was ist denn das? Von uns kann das nicht sein!»

Diese hingeworfenen Bemerkungen entwickelten ein Eigenleben in mir, nachdem mein Vater wegen seiner Beteiligung am Attentat auf Hitler hingerichtet worden war. Ich bildete mir ein, ein hässliches Scheusal zu sein, und dachte, dass von Anfang an etwas Dunkles und Zerstörerisches über mir liegen würde.

Haben Sie später mal einen Psychologen gefragt, warum Sie sich für die «Inkarnation des Bösen» hielten?

Ja. Er sagte, ich würde mir unbewusst die Schuld am Tod meines Vaters geben. Ich habe tatsächlich lange geglaubt, nur auf die Welt gekommen zu sein, um Unheil über mich und meine Familie zu bringen. Heute weiss ich, dass viele Kinder von Widerstandskämpfern den traumatischen Verlust des Vaters kompensieren, indem sie sich mitunter selbst als Täter bezichtigen.

Ihr Vater Heinrich Graf von Lehndorff-Steinort war freiwillig in die NSDAP eingetreten. Was machte ihn ab 1940 zum Widerstandskämpfer?

Der Auslöser war, dass er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie SS-Verbände Juden ermordet und jüdische Kinder gegen Laternenpfähle geschlagen hatten. Als er nach Hause kam, sagte er meiner Mutter: «Wir müssen handeln, sofort!»

Ihr Vater wurde am 4. September 1944 gehenkt. Seine letzten Worte waren: «Ich sterbe mutig und ohne Todesangst, sehe darin eine Fügung Gottes.» Was geschah mit Ihrer Familie?

Meine hochschwangere Mutter kam ins Gefängnis, wo sie meine jüngste Schwester zur Welt brachte. Anschliessend wurde sie in ein Frauenarbeitslager deportiert. Über meine Schwestern und mich verhängte man Sippenhaft. Wir wurden in das NS-Kinderlager Bad Sachsa im Harz gebracht und bekamen neue Namen. Um unsere Identität zu vernichten, nahm man uns die Familienfotos ab und entfernte die Namensschilder aus der Kleidung. Im Lager trafen wir die 46 Kinder der anderen

Hitler-Attentäter vom 20. Juli. Wir sollten entweder von SS-Familien adoptiert werden oder Nationalpolitische Erziehungsanstalten besuchen. Nach dem Krieg schärfte meine Mutter uns ein, vor Fremden nie das Gespräch auf unseren Vater zu bringen. Den Grund habe ich erst Jahre später begriffen: Viele Deutsche waren auch lange nach 1945 noch nationalsozialistisch gesinnt und nannten meinen Vater einen «Mörder» und «Vaterlandsverräter».

Warum schickte Sie Ihre Mutter nach Kriegsende in die Schweiz?

Ich hatte Masern und Keuchhusten, und nach 1945 boten sich Schweizer Familien an, die Kinder von deutschen Widerstandskämpfern in Pflege zu nehmen. Von der

«Eines hatte ich schnell begriffen: Ich musste mich einmalig und unvergesslich machen.»

Schweiz aus kam ich in eine von Nonnen geführte Ordensschule in Nordrhein-Westfalen.

Inzwischen waren Sie 1,83 Meter gross und hatten Schuhgrösse 45.

Alles an mir kam mir völlig disproportioniert vor. Ich empfand meine Nase wie einen Stecker und meinen Mund als viel zu gross. Wegen meiner Länge hänselte man mich als «Storch im Salat». Dieser Horror hörte erst auf, als ich mit fünfzehn meine Ferien in London verbrachte. Zum ersten Mal spürte ich, dass es mir gelang, anziehend zu sein. Das war ein Schlüsselerlebnis.

Kurz vor Ihrem 17. Geburtstag standen Sie das erste Mal vor einer Kamera.

Plötzlich fühlte ich mich nicht mehr als hässliches Entlein. Als mir ein Arzt erzählte, er könne meine Zehen um einen Zentimeter verkürzen, habe ich sofort ja gesagt. Die Knochen meiner grossen Zehen wurden durchtrennt, gekürzt und wieder aneinandergefügt. In den Wochen nach der Operation hatte ich grauenvolle Schmerzen, und es dauerte fast ein halbes Jahr, bis ich wieder richtig gehen konnte – aber endlich hatte ich Schuhgrösse 43.

Mit neunzehn waren Sie das erste Mal auf dem Titelbild einer Zeitschrift. Ein paar Jahre später erfanden Sie die Kunstfigur Veruschka und wurden das weltweit erste Personality-Model.

Eins hatte ich schnell begriffen: Wenn ich aus der Masse der Models herausstechen wollte, musste ich mich einmalig und unvergesslich machen. Es war die Zeit des Kalten Krieges, und «Veruschka» heisst auf Russisch «kleine Vera». Ich trat als eine Frau auf, die nicht auf Jobs angewiesen ist und ausschliesslich mit den besten Fotografen arbeitet. Die meisten glaubten mir diese Rolle.

Mit dem Aufstieg zum berühmtesten Fotomodell der Welt begannen Ihre Depressionen.

Sie kündigten sich mit dem Gefühl von Erschöpfung und Leere an. Man fühlt keinen Sinn mehr. Alles über und unter einem bricht zusammen. Nichts geht mehr, und das eigene Ende scheint der einzig gangbare Weg zu sein.

Ihr Versuch, durch das Aufschneiden Ihrer Pulsadern zu sterben, misslang. In Ihr Tagebuch schrieben Sie: «Warum habe ich immer so furchtbare Angst? Ich habe das Gefühl, von einer unsichtbaren Gewalt erdrückt zu werden. Ich meine öfter, Flüstern zu hören. Dann halte ich den Atem an.» Am 12. Mai 1974, zwei Tage vor Ihrem 35. Geburtstag, stürzten Sie sich in Griechenland von einem Felsvorsprung.

Meine Angst, in einer Anstalt zu landen, war grösser als meine Angst zu sterben. Ich überlebte den Sturz in die Tiefe schwer verletzt. Meine Hüfte stand schräg, und Kinn, Schambein und Rippen waren gebrochen. Anfangs war nicht klar, ob ich jemals wieder vor einer Kamera würde stehen können, aber die Wunden heilten überraschend gut. Es blieben nur ein paar kleine Narben.

In Ihrem Buch «Veruschka. Mein Leben» erwähnen Sie drei Suizidversuche. Gab es noch mehr?

Ist für Sie die Quantität entscheidend? Drei Versuche reichen ja auch. Meine Depressionen hatten aber auch eine positive Seite. Sie zwangen mich, mich aus Umständen zu befreien, in denen ich nicht weiterleben wollte, und ein aufrichtiges, inspiriertes Leben zu führen. Es war, wie aus Gift Medizin zu machen.

Wegen Panikattacken, Wahnvorstellungen und chronischer Schlaflosigkeit haben Sie sich mehrmals in psychiatrische Kliniken einweisen lassen. Wie hat Ihre Familie reagiert?

Man ist in depressiven Phasen selbstbezogen und reflektiert nicht, dass man seinen



«Nicht nur Intelligenz macht schön»: Model Veruschka, 1975.

Angehörigen grosses Leid zufügt. Da man keine sichtbaren Verletzungen hat, ist es für sie sehr schwer zu verstehen, warum es einem so schlechtgeht. Ich wünschte mir immer so etwas Banales wie eine Erkältung, denn wenn ich eine bekam, wusste ich, dass meine Depressionen bald zu Ende gehen würden.

Ihre Mutter Gottliebe Gräfin von Kalnein litt ebenfalls unter schweren Depressionen. Oft lag sie weggetreten in ihrem Zimmer und drehte an ihren Haaren.

Sie war eine sehr warmherzige Frau, aber wenn sie Depressionen hatte, bekam sie diesen leeren Blick. Ich finde es aber falsch, nur die Gene dafür verantwortlich zu machen, dass man zur Depression neigt. Immerhin hatten meine Mutter und ich nach dem Tod unseres Vaters eine existenzielle Verunsicherung zu verarbeiten.

Ein berühmtes Foto von Peter Beard zeigt Sie 1965 beim Baden mit Salvador Dalí. Sie wirken auf dem Bild sehr glücklich.

Ich mochte Dalí sehr. Er trat wie ein verrücktes Wesen von einem anderen Stern auf und war immer höchst begeistert von sich. Wenn er einen Raum betrat, sagte er: «Le divin est arrivé!» Er war keine Sekunde lang der leidende Künstler, der unter Qualen mit der Kunst ringt. Er war wie ein liebenswerter Harlekin und machte aus dem Leben eine heitere Erfindung, die er mit euphorisch aufgerissenen Augen betrachtete. Man konnte kein langweiliges Gespräch mit ihm führen, weil für ihn alles eine Theaterinszenierung war. In Cadaqués liess er sich bei Spaziergängen von einem Angestellten begleiten, der einen Ozelot an der Leine führte. Sex schien für ihn unwichtig zu sein, aber er sprach durchaus gern darüber. Er hatte für dieses Thema eine Geheimsprache entwickelt. Den Penis zum Beispiel nannte er «limousine». Dann hiess es: «Oh, was ich gerade gesehen habe – *quelle limousine!*» Wenn ich ihn nach Frauen und Sex fragte, sagte er: «Ich? Oh, nein! An meiner Penisspitze befindet sich ein blütenförmiges Gefäss. Wenn es bei mir so weit ist, füllt es sich und wird zu einer wunderschönen weissen Blume.»

Hatte Dalí menschliche Momente?

Er konnte sehr einfühlsam sein. Als er merkte, dass ich deprimiert war, holte er eine Puppe, schmiss sie auf den Boden, stampfte mit fuchtelnden Armen auf ihr herum und rief: «Die Puppe hat deinen Schmerz aufgenommen, und indem wir sie zerstört haben, gibt es nichts mehr, wovor du dich fürchten musst.» Das war eine wunderbare Voodoo-Aktion à la Dalí – auch wenn sie an meinem Zustand nichts änderte. In New York inszenierte er mit mir eine Rasierschaum-Performance. Ich



«Äusseres verbergen»: Veruschka, 2011.

stand bei Eiseskälte halbnackt unter einer Stahlbrücke und wurde von Kopf bis Fuss mit Rasierschaum eingesprüht, um als lebende Skulptur zu posieren. Von ihm lernte ich, den Körper als Instrument für die Kunst einzusetzen.

Ihren ersten Freund hatten Sie mit 26. Der italienische Modefotograf Franco Rubartelli war einen Kopf kleiner als Sie und pathologisch eifersüchtig.

Ich war eine Spätentwicklerin. Franco liess mich auf seinen Fotos so erscheinen, wie ich mich sehen wollte. Wir fotografierten Tag und Nacht, selbst an Weihnachten bei Mondlicht. Er entwickelte sich aber nicht weiter, sondern blieb dieser begabte Fotograf und geschickte Geschäftsmann. Er hatte grosse

«Von Dalí lernte ich, den Körper als Instrument für die Kunst einzusetzen.»

Angst, mich an einen anderen Mann zu verlieren. Deshalb wollte er nicht, dass ich ohne ihn verreise, und selbst ein Besuch beim Friseur war jedes Mal schwierig. Als der Film «Blow-up» in Cannes die Goldene Palme kriegen sollte, flehte er mich an, zu Hause zu bleiben. Weil er so ein Riesentheater machte, fuhr ich dann eben nicht hin. Ich war ohnehin überrascht von dem Rummel um meine Person nach meinem Auftritt in «Blow-up» und verstand nicht, warum mich plötzlich alle möglichen Produzenten anriefen. Dass ich ein Superstar war, ging an mir vorbei.

Gab es die grosse Liebe in Ihrem Leben?

Von Liebe kann man erst reden, wenn zwei Menschen gemeinsam durch dick und dünn

gehen und miteinander verschmelzen, so wie meine Eltern. Das ist mir nur mit Holger Trülzsch und in den neunziger Jahren mit Michael Waschke passiert. Mit beiden bin ich bis heute eng verbunden, auch wenn wir seit langem nicht mehr zusammenleben. Aber die anderen? Im Rückblick verstehe ich gar nicht mehr, dass mir Männer mal so viel Kopfzerbrechen bereitet haben.

Welchen Typ Mann mögen Sie?

Ich mag Männer, die nicht so geordnet und festgeschraubt sind und die abenteuerlich ans Leben rangehen.

Sie hatten Affären mit Peter Fonda und Roger Vadim. Wie wichtig ist Ihnen Schönheit bei Männern?

Roger war leider nur ein Flirt. Peter und er waren aber nicht nur schön, sondern charismatisch. Ich war fasziniert von ihrem Esprit. Viele Männer sind bei Frauen auf Schönheit fixiert. Bei den meisten Frauen ist das anders. Nehmen Sie Jean-Paul Sartre. Er war kleinwüchsig, schielte und hatte Glupschäugen, aber sein scharfer Verstand und sein Charme waren für Frauen so anziehend, dass sein Äusseres für sie unwichtig wurde.

Ist Schönheit eine Form von Intelligenz, wie Andy Warhol meinte?

Ja. Jeder schöne Mensch verliert, wenn nur Uninteressantes aus seinem hübschen Mund kommt. Umgekehrt gilt das Gleiche. Doch nicht nur Intelligenz macht schön. Auch die eigene Überzeugung, schön zu sein, macht einen für andere schön. Mit 25 war ich davon überzeugt, dass man Schönheit durch blosses Denken kreieren kann. Wenn jemand fragte, wie ich es schaffe, immer so hübsch auszusehen, sagte ich: «Bevor ich irgendwo hingeh, lege ich mich aufs Bett und denke über das Schönsein nach. Dieses Nachdenken schafft dann die Ausstrahlung.» Wer sich als schön empfindet, kann das auf andere projizieren. Eine hässliche Nase oder krumme Beine werden dann übersehen.

Deformiert Schönheit die Moral?

Wem bei seinem Äusseren alles zufällt, fällt sich leicht für zu wichtig. Ich habe viele Menschen erlebt, die sich unentwegt aufplustern und ein Wahnsinnsgetue um sich machen, ohne einen Grund dafür zu haben. Sie vergessen, dass ihre vermeintliche Schönheit auch eine Illusion ist. Und genau diese Art der Schönheit ist die vergänglichste.

Wen finden Sie schön?

Alberto Giacometti und Francesco Clemente. Beide haben dieses wunderbare Leuchten in ihren Gesichtern. Bei Frauen fallen mir Charlotte Rampling und Hanna Schygulla ein, weil ihre Gesichter so viel von ihrem Inneren zeigen.

Tracy Anderson, die Fitnesstrainerin von Madonna, sagt, ihre Chef*in arbeite jeden Tag ausser samstags zwei Stunden an ihrem

Hintern. Erregt das in Ihnen Bewunderung oder Mitleid?

Ich finde das professionell. Ich trainiere auch jeden zweiten Tag, um meinen Körper in Gang zu halten.

Was machen Sie?

Kieser-Training. Die Übungen sind sehr gut für mich, und die Stimmung im Studio ist ruhig. Da läuft nicht die ganze Zeit diese furchtbare Disco-Musik.

Wann hatten Sie die letzte Liebesbeziehung zu einem Mann?

Das ist meine Privatsache.

Ist das Traurigste am Alter das schrumpfende Herz?

Auf mich trifft das Gegenteil zu. Ich habe heute viel mehr Mitgefühl als in meiner Jugend, denn damals war ich vor allem mit mir selbst beschäftigt. Heute kann ich an keinem Tier vorbeigehen, ohne zu schauen, ob der zugehörige Mensch auch alles richtig macht.

Teenager lachen im Schnitt sechsmal am Tag, Menschen über sechzig nur noch zweimal. Auf welchen Wert kommen Sie?

Ich lache viel mehr als früher, weil ich heute freier bin. Früher haben nur die anderen gelacht.

2005 sind Sie mit sieben Katzen von New York nach Berlin gezogen. Sind Sie gern unter Menschen?

Ich brauche viel Zeit für mich allein. Es gibt Menschen, die ständig von anderen umgeben sind und es dennoch schaffen, bei sich zu bleiben. Ich brauche dafür Zeiten des Alleinseins. Es hat Jahre gebraucht, bis ich das verstanden habe. Heute habe ich mehr Vertrauen in meine eigenen Entscheidungen und Kräfte und bin unabhängiger von dem, was andere über mich denken.

Haben Sie je erwogen zu heiraten?

Noch nicht mal eine Sekunde lang. Ich sehe nicht so ganz, was das bringt – es sei denn, man will Kinder.

Wollte ein Mann mal, dass Sie die Mutter seines Kindes werden?

Ja, manche haben sich das gewünscht. Für mich war es aber eine unmögliche Vorstellung, ein Kind zu haben. Ich war selbst wie

Veruschka Gräfin von Lehndorff

Vera von Lehndorff wurde 1939 in das ostpreussische Adelsgeschlecht Lehndorff geboren. Ihr Vater, Heinrich Graf von Lehndorff-Steinort, wurde 1944 wegen seiner Teilnahme an der Verschwörung des 20. Juli 1944 gegen Adolf Hitler hingerichtet. In den sechziger Jahren machte die 1,83 Meter grosse von Lehndorff unter dem Pseudonym Veruschka als erstes deutsches Supermodel Karriere, auch spielte sie in Michelangelo Antonionis Kultfilm «Blow-Up» (1966) mit. 1971 beteiligte sie sich an der Medienaktion «Wir haben abgetrieben!» von Alice Schwarzer. Zuletzt machte von Lehndorff 2010 bei der London Fashion Week mit ihrem Engagement gegen die Misshandlung von Tieren innerhalb der Modeindustrie auf sich aufmerksam. (red)

ein Kind und fühlte mich zu wacklig in dieser Welt. Wie hätte ich da ein Kind grossziehen sollen?

1967 fragte Sie ein Journalist vom Stern, was Sie im Leben am meisten fürchteten. Wissen Sie noch Ihre Antwort?

Nein.

Sie sagten: «Das Altern.»

Das habe ich mit 28 Jahren wirklich gesagt? Heute würde ich antworten: Nicht mehr inspiriert durchs Leben zu gehen.

Marlene Dietrich verhängte im Alter die Spiegel. Was empfinden Sie beim Blick in den Spiegel?

Dass Marlene Dietrich die Spiegel in ihrem Appartement verhüllte, ist eine traurige Geschichte. Man muss sich doch weiterentwickeln. Ich habe zum Glück kein Problem damit, in den Spiegel zu schauen. Ich gucke mich an und denke: «Aha, jetzt ist hier also diese neue Falte entstanden.» Das ist aber nicht nur ein narzisstischer Blick, sondern auch ein künstlerischer. Ich betrachte mein Gesicht wie eine Leinwand und frage mich, was ich damit machen kann. Für ein Kunst-

projekt von mir zeichne ich gerade zusätzliche Falten in mein Gesicht.

Bei öffentlichen Auftritten tragen Sie neuerdings ein Visier, wie man es von Fechtern kennt. Warum?

Das ist eine Performance, die ich zu meinem Buch entwickelt habe. Da ich darin auch Schmerzliches beschreibe, möchte ich mein Äusseres ein wenig verbergen. Das Visier schützt mich auch vor Fotografen, die mich abschiessen wollen. Das ist die gleiche Taktik, wie sie zum Beispiel Lagerfeld mit seiner Sonnenbrille anwendet.

Obwohl Sie Anfang der Siebziger das höchstbezahlte Fotomodell der Welt waren, sind Sie, anders als Ihre damaligen Kolleginnen Twiggy und Jean Shrimpton, nie vermögend geworden.

Da Geld mich nie wirklich interessiert hat, ist es auch nicht bei mir geblieben. Deshalb gab es Durststrecken, in denen mir meine Schwestern ausgeholfen haben. Das Leben mit begrenzten Mitteln hat aber auch Vorteile. Es beruhigt meine Nerven sehr, mich selber um Alltagssachen wie Kochen oder Müllwegbringen kümmern zu müssen. Heidegger hat mal gesagt, es sei äusserst wichtig, dass jeder sein Wasser selbst am Brunnen holt. Das finde ich auch.

Kränkt es Sie, dass jeder Veruschka kennt, aber kaum jemand die Kunst von Vera von Lehndorff?

Man bezeichnet mich als «Ikone der sechziger Jahre», und obwohl ich schon lange keine Modefotos mehr mache, nennt man mich immer noch «Germany's First Top Model». Es liegt wohl am derzeitigen Model-Wahn, dass diese Lebensphase von mir so stark in den Vordergrund gerückt wird. Niemand fragt nach meinen Zeichnungen, Aschebildern oder Selbstporträts. Eigentlich bin ich schon tot.

Jörn Jacob Rohwer, Vera Lehndorff:
Veruschka. Mein Leben. Dumont. 328 S., Fr. 37.90

Einen Überblick über die Kunst von Vera Lehndorff gibt die Website www.veruschkaselfportraits.com

Jetzt diesen Artikel e-mailen

Oder jeden anderen Artikel in dieser Ausgabe



Laden Sie die kooaba Shortcut App herunter



kooaba Shortcut verwendet kooaba's innovative Bilderkennungstechnologie, um täglich jede Seite von über 1'000 Zeitungen und Zeitschriften zu erkennen – inklusive der Weltwoche. Laden Sie die kostenlose App herunter oder finden Sie weitere Informationen unter www.kooaba.com.



Kultivierte Blässe als Ausdruck edlen Geblüts: Queen Elizabeth II bei einem Empfang an der Universität in Cambridge, 2011.



Stich ins Blaue

Von Daniele Muscionico

Da geht sie. In Englischrot und Königsblau. Ob sie das weiss: Königsblau wurde Königsblau im Feindesland, unter Ludwig XV. Es war ein Franzose, der an dem mit Blau dekorierten Porzellan auf seiner Tafel besonderen Gefallen fand. Vielmehr, die Pompadour fand das Blau der Porzellanmanufaktur Sèvres gefällig. Womit es auch dem König gefiel, so ist halt der Mann. Seitdem steht das Bleu de Sèvres in der Gunst, Königsblau zu heissen.

Oder ist ihr Blau vielleicht gar nicht Königsblau? Sondern Englischblau, eine Mischung aus Berliner Blau und Indigo, wie die Spezialisten meinen. Man kann das Blaue vom Himmel beschwören, das blaue Blut in ihren Adern ins Spiel bringen, mit Fug und Recht ist alles ein grosses Mutmassen.

Doch weshalb ist man eigentlich dabei, von blauem Blut zu reden? Lichtscheue Blutkörperchen sind der Grund. Das immerhin ist wissenschaftlich verbürgt und mehr als blosses Rätselraten.

Es geht um kultivierte Blässe als Ausdruck edlen Geblüts und feiner Gesinnung. Denn das war so ehemals, auch wenn die Generation Solarium heute davon keinen blassen Schimmer mehr hat. Und die luftgetrockneten Herrschaften der hochalpinen Sonnenterrassen es lautstark bestritten.

Sangre azul (blaues Blut) war bereits im Mittelalter der Begriff für adelige Herkunft. Es waren wohl die kastilischen Adelsfamilien, die damit ihre spanische Herkunft betonten, ihren besonderen Saft, der frei sei von maurischen und jüdischen Ahnen. Und tatsächlich besitzen die Kastilier, die von den Westgoten abstammen, einen augenfällig helleren Teint als die genuin spanische Bevölkerung: Durch ihre blassere Haut schimmern deutlicher als bei anderen die Venen, was ihnen einen Stich ins Blaue verleiht.

Und die lichtscheuen Blutkörperchen? Der Eindruck blauschimmernder Haut kommt dadurch zustande, dass der kurzwellige blaue Anteil des Lichts durch die Haut dringt und von den Blutgefässen reflektiert werden kann. Die langen Wellen des roten Farbanteils hingegen werden von der Hautoberfläche und vom Blut absorbiert.

Da geht sie also. Und geht wie ein Schweizer Uhrwerk. Queen Elizabeth Alexandra Mary II, eine der diszipliniertesten Damen der Welt auch nach sechzig Jahren als Regentin. Sie bändigt ihren Mann, sie bändigt ihre Hunde, sie bändigt ihre Gefühle, sie bändigt ihre unbändige Familie – und macht ihr Volk vergessen, dass früher alles besser war.

Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabethaus (DTV)
- 2 (2) **Paulo Coelho:** Aleph (*Diogenes*)
- 3 (3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 4 (4) **Sandra Brown:** Sündige Gier (*Blanvalet*)
- 5 (–) **Julian Barnes:** Vom Ende einer Geschichte (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)
- 7 (6) **Stephen King:** Der Anschlag (*Heyne*)
- 8 (–) **Stewart O’Nan:** Emily, allein (*Rowohlt*)
- 9 (–) **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)
- 10 (10) **Umberto Eco:** Der Friedhof in Prag (*Hanser*)

Sachbücher

- 1 (1) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 2 (2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (4) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (*Riva*)
- 4 (3) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (*Bertelsmann*)
- 5 (6) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (*Riva*)
- 6 (8) **Remo H. Largo, Monika Czernin:** Jugendjahre (*Piper*)
- 7 (–) **Gian D. Borasio:** Über das Sterben (C.H. Beck)
- 8 (–) **Miriam Meckel:** Next (*Rowohlt*)
- 9 (7) **Esther Girsberger:** Eveline Widmer-Schlumpf (*Orell Füssli*)
- 10 (–) **Petra Bock:** Mindfuck (*Droemer/Knaur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Opernhaus exklusiv

Am 29. Februar informiert der neue Direktor des Zürcher Opernhauses, Andreas Homoki, über sein erstes Programm in der Limmatstadt. Für die ganz Neugierigen hier exklusiv die ersten Eckdaten: Eröffnet wird die Saison am 23. September mit Leos Janaceks «Jenufa». Zu den weiteren Premieren gehören Wagners «Fliegender Holländer», Verdis «Rigoletto», Bellinis selten gespielte Oper «La Straniera», Mozarts «Don Giovanni» und als zeitgenössisches Werk Detlev Glanerts «Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung». Unter den 19 Wiederaufnahmen finden sich populäre Werke wie «Carmen», «La Traviata» oder «Rosenkavalier». Was überrascht: Trotz der geringeren Anzahl Premieren wurde die Anzahl Vorstellungen nur unmerklich reduziert. Für die 195 Opernvorstellungen genügend Publikum zu finden, wird für den Nachfolger von Alexander Pereira ein ehrgeiziges Unterfangen. (rb)

Legenden

Es lebe der Birnensekt

Paul McCartneys dreiundzwanzigstes Album ist vielleicht das ungewöhnlichste, intimste und berührendste Werk seiner Solokarriere. Von Thomas Würdehoff

Es ist eine Szene wie aus einem dieser etwas spröden, aber stimmungsvollen britischen Schwarzweissfilme der fünfziger Jahre: Ein überfüllter winziger Wohnraum in einem schlichten Einfamilienhaus im Süden von Liverpool. Es ist Neujahrstag. Man hat den grossen Sisalteppich zurückgerollt, auf der Couch haben aufgeregte Damen aus der Nachbarschaft Platz genommen. Freundinnen von Mary und Jim. Einige trinken Tee mit Rum, einige Gin mit süssem Wermut, andere gönnen sich ein Gläschen Birnensekt.

Ein schönes Ritual. Jahr für Jahr. Man sass zusammen, man soff und man sang. Die alten Lieder, «Carolina Moon», «Bye Bye Blackbird» und das unverwüsthliche «It's Only a Paper Moon». Am Klavier sass meistens der alte Jim. In späteren Jahren, als Jim nicht mehr ganz so agil war, half sein Junge aus. Bei Paul haperte es zwar noch ein bisschen mit der Technik am Klavier, aber singen konnte er ganz hübsch. Immerhin.

Fast sechzig Jahre ist die Szene her, der Junge am Klavier ist längst Musikgeschichte. Vorstellen muss man Paul McCartney wohl in kaum einem Kulturkreis mehr: Milliardär, Softie mit Hundeblick, Tierschützer, Genie am Höfner-Bass, Vegetarier und Feindbild aller Rockfans der reinen Lehre – schon bei den Beatles war er vielen ein Dorn im Auge. Sein «Yesterday» mit Steichquartett, nichts als ein Seelentröster für alte Ladies. In den radikalen 68ern war Kollege Lennon unser Ansprechpartner in Sachen Wut, Schmerz und *peace*.

Orchester, Jazzbesen, Diana Krall

Zielsicher hat McCartney es immer wieder geschafft, seinen Ruf mit Schrammen zu versehen. Sei es, dass er in der finalen Filmdokumentation «Let It Be» seine Kollegen auf wichtigtuere Weise nervte und sich als Tausendsassa und Alleswisser aufspielte. Sei es, dass er in seiner Gruppe Wings die auf musikalischem Terrain völlig begabungsfreie Gattin Linda als Pianistin und Sängerin einsetzte. Zuletzt ärgerte er die Gemeinde mit dem unsinnigen Vorschlag, in Zukunft die durchgehend für die meisten Beatles-Songs geltende Autorenzeile Lennon/McCartney durch McCartney/Lennon zu ersetzen, wenn er Hauptautor des entsprechenden Songs war.

Und jetzt ein neues Album. Ein Album, so richtig schön zum Entspannen. Mit Orchester, Jazzbesen und Diana Krall. Songs von ganz früher. Aus jener Zeit, als der alte Jim vor den Nachbarinnen mit Birnensekt trällerte. «The

Glory of Love» etwa, «Ac-Cent-Tchu-Ate the Positive» und mittendrin die Ballade «My Valentine» aus McCartneys Feder, pünktlich zum Valentinstag.

Doch für Häme liefert ausgerechnet «Kisses On the Bottom» keinen Anlass. McCartneys dreiundzwanzigstes Post-Beatles-Album ist vielleicht das ungewöhnlichste, intimste und berührendste Werk seiner Solokarriere. Völlig unmodern, von grosser Schlichtheit, schnörkelloser Direktheit und überraschender Demut. Und keine Spur von den Beatles. Nirgendwo.

McCartney spielt auf dem Album kein Instrument, kümmerte sich nicht um Arrangements, sondern verliess sich ganz auf die kluge Nase von Tommy LiPuma, der schon Miles Davis, Natalie Cole, George Benson und eben auch Diana Krall meisterlich produziert hatte.

Zu den ersten Entscheidungen des Teams gehörte der Verzicht auf jegliche auftrumpfenden Gesten: keine fetten Bläsersätze, keine virtuose Swing-Akrobatik – hier werden keine heissen Nummern geschmiedet. Diana Krall spielt allenfalls mit einem Sextett, mit einer ähnlich lakonischen Eleganz, die schon der wunderbare George Shearing in den fünfziger Jahren an den Tag legte. «Cool Britannia».

McCartney selbst – sonst ein durchaus vitales Chamäleon vokaler Stilvielfalt – verblüfft auf «Kisses On the Bottom» mit einer waghalsigen Gesangsstrategie. Inspiriert durch alte Aufnahmen Fred Astaires, sei ihm klargeworden, dass er die alten Songs ja gar nicht knallig wie Liza Minnelli «servieren» müsse. Der Ex-Beatle und sein Produzent entschieden sich für einen sachten, zurückhaltenden Vortrag. Und der hatte gefährliche Konsequenzen.

Der fast Siebzigjährige verfügt gerade in den oberen Lagen nicht mehr über die vokale Spannkraft früherer Jahre. Zudem verliert eine betagte Stimme gerade bei leise geführtem Gesang die notwendige Stütze und wackelt gefährlich – die Luft kann da merklich dünn werden. Und genau da wird die Intelligenz und der Geschmack dieses oft Unterschätzten deutlich: McCartney singt die Songs gleichsam heimlich durch den Nebel der Erinnerung, als habe ihn ein barscher Abwart schon zweimal abgemahnt, niemanden zu stören. Geschmuggelte Flaschenpost mit Songs für die Nachkommen. Genau da liegt auch die Stärke des Albums: McCartney macht sich und die Songs verwundbar. Eloquent, aber diskret begleitet von Diana Krall und Cracks wie Bucky Pizzarelli an der Rhythmusgitarre, Mike Mainieri am Vibrafon oder auch Christian Mc-



Durch den Nebel der Erinnerung: Musiker McCartney.

Bride am Bass und Stevie Wonder mit einem kleinen Harmonika-Solo. Eine seltsame Aura von Höflichkeit umrahmt dieses Album.

Ausgerechnet er, der schon früh unzählige Verbeugungen vor den amerikanischen Göttern des Songwriter-Olympos komponiert hat – «When I'm Sixty-Four», «Your Mother Should Know» oder «Honey Pie» etwa – ausgerechnet McCartney kommt erst jetzt mit seiner Sicht auf Harold Arlen, Frank Loesser, Irving Berlin heraus, nach Joni Mitchell, nach George Michael, nach Rod Stewart, sogar lange nach Ringo Starr. Die grossen Hits des Repertoires hat er beiseitegelassen, keinen Gershwin,

keinen Rodgers and Hammerstein – ihn interessierte, anhand der Seitenwerke des Great American Songbook den Einfluss dieser Periode auf die eigenen Songs aufzuspüren. Und dabei fördert er vergessene Meisterwerke zutage (wie etwa Frank Loessers «More I Cannot Wish You» oder «The Inch Worm»), die auf Augenhöhe mit den grossen Beatles-Nummern von Lennon/McCartney oder George Harrison zu finden sind.

Nostalgie kann etwas Wunderbares sein. Es lebe der Birnensekt.

Paul McCartney: Kisses on the Bottom

Jazz

US-Inder denken den Jazz neu

Von Peter Rüedi

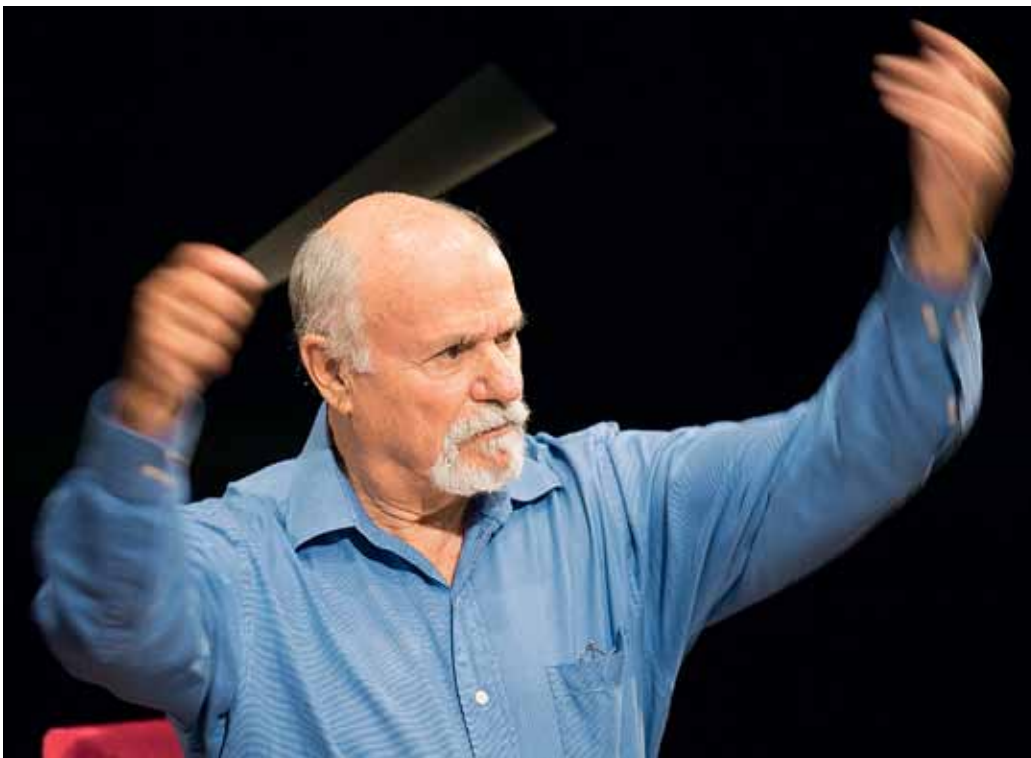
Wir müssen uns an neue Namen gewöhnen im Jazz. Rudresh Mahanthappa wurde unlängst von *Down Beat* als Altsaxofonist des Jahres ausgezeichnet, 2010 der Pianist Vijay Iyer gar für das Album des Jahres. Beide sind 1971 geboren, als Söhne indischer Einwanderer in den USA aufgewachsen, beide arbeiten mit unterschiedlichsten Gruppen, aber immer wieder auch zusammen im Duo. Beide hängen nicht einem Exotismus nach, den John McLaughlins Gruppe Mahavishnu in den siebziger Jahren wie Curry über ihren Jazzrock streute.

Mahanthappa bringt's auf den Punkt: «Es geht nicht darum, dass ich mich für indische Musik interessiere, es geht darum, dass ich indisch bin und amerikanisch und gleichzeitig keins von beidem.» Aus solchem interkulturellem Dazwischen ist im Jazz immer das Neue entstanden. Für Fusionen zwischen indischer und amerikanischer Musik habe er wenig übrig, sagt Mahanthappa, seine Musik sei weder schwarz noch weiss. Mahanthappa hat einen mächtigen, grossen Alto-Ton in den tiefen Lagen (die er mag) und eine Expressivität in den höheren, die nicht nur von seiner Bewunderung für Steve Coleman stammt, sondern von einem älteren Ahnen. Sein initiales Erlebnis war einst ein Doppelalbum von Charlie Parker. Nicht so sehr im Hinblick auf die Bop-Phrasierungen als vielmehr auf den Klang. Der ist in den balladesken Nummern von einer jenseitigen Schönheit, in den schnelleren kriegt er mit ruppigerer *attaca* eine aggressivere Vehemenz. Mahanthappas anderer wichtiger Bezugspunkt ist der südindische Saxofonist Kadri Gopalnath, der sehr komplexe Intonationstechniken und die Ornamentik der klassischen indischen Musik auf das Alto überträgt. So weit sei er noch lange nicht.

Mahanthappas jüngste Gruppe heisst Samdhi (Dämmerung, Übergang). Erstmals experimentiert der amerikanische Inder mit elektronischen Klängen, der Gitarre von David Gilmore (ex M-Base), dem Jaco-Pastorius-Sound von Rich Browns E-Bass und der Rhythmik von Damion Reid und dem indischen Trommelvirtuosen Anantha Krishnan. Er selbst setzt Loops und Synthi-Effekte ein – allerdings höchst sparsam und gezielt. Ein neuer Sound. Tolle Musik.



Rudresh Mahanthappa: Samdhi. ACT 9513-2



Grossverdiener mit lukrativen Nebenjobs: Tonhalle-Chefdirigent David Zinman.

Klassik

Sinfonie der Millionen

Nirgends in der hochsubventionierten Kultur kassieren Künstler so hohe Gagen wie in der klassischen Musik. Auch in der Schweiz beziehen die Stars eindrückliche Summen. Von Rico Bandle

Steht das Zürcher Opernhaus auf der Traktandenliste, zeigt sich das Zürcher Kantonsparlament regelmässig von seiner grosszügigen Seite. Letzte Woche erst lehnte der Rat einen Antrag ab, im Zuge der allgemeinen Sparanstrengungen des Kantons die Zuschüsse für die teuerste Kulturinstitution des Landes um fünf Prozent zu kürzen. Dabei sind die Subventionen für das Opernhaus in den letzten Jahren rasant angestiegen: 80,8 Millionen Franken erhält das Haus mittlerweile jährlich vom Staat, das sind 25 Prozent mehr als noch vor zehn Jahren. Der abtretende Direktor, Alexander Pereira, wird nicht nur als grösster Sponsorengeldeintreiber des Landes in Erinnerung bleiben, sondern auch als erfolgreichster Subventionsjäger.

Wo hochstehende klassische Musik zu hören ist, da ist immer auch viel Geld – nicht nur staatliches. Im Stiftungsrat des Lucerne Festival sitzen Wirtschaftsgrössen wie Hubert Achermand (KPMG-CEO), Walter Kielholz (VR-Präsident Swiss Re) oder Klaus Schwab (World Economic Forum); im Verwaltungsrat des Zürcher Opernhauses Peter Wuffli (ex-UBS-CEO) oder Martin Haefner (Amag). Urs Rohner, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse, sitzt gleich in beiden Gremien, die eigentlich Kontrollorgane wären, aber zu einer

Mischung aus Rotary-Club für die Wirtschaftselite und besserem Gönnerverein geworden sind.

Mittlere Saläre geraten unter Druck

Auch unter den Künstlern ist Geld das grosse Thema. Wer verdient wo wie viel? Kaum eine Runde, in der nicht darüber diskutiert und spekuliert wird.

Vor allem die Spitzenlöhne geben zu reden. Tenöre wie Neil Shicoff oder Jonas Kaufmann erhalten am Opernhaus Zürich pro Vorstellung 25 000 Franken, Superstars wie Cecilia Bartoli 30 000 Franken. Auch Sänger der zwei-

Über die Löhne erhalten zuweilen nicht einmal Politiker Auskunft, die die Subventionen sprechen.

ten Garde müssen am Opernhaus nicht darben: Gagen von 8000 bis 12 000 Franken pro Abend für die Solisten sind keine Seltenheit. Allerdings stehen diese mittleren Saläre mit dem Abgang des grosszügigen Intendanten Alexander Pereira unter Druck: Die *Weltwoche* weiss zum Beispiel von einer Mezzosopranistin, deren Gage von 11 000 auf 7 000 Franken pro Abend gekürzt wurde.



Staatlich geförderte Einkommensunterschiede:

Bei den Topleuten aber sind die Saläre seit Jahren stabil oder steigen sogar, wie mehrere Branchenkenner bestätigen. Um Exzesse zu verhindern, sprechen sich die grossen deutschsprachigen Opern ab: Mit ihrer geheimen Gagenliste bildet die Deutsche Opernkonferenz eine kartellähnliche Organisation.

Noch mehr als in der Oper verdienen die Musiker im Konzertbereich. Eine Cecilia Bartoli erhält für einen Konzertabend in der Tonhalle brutto gegen 100 000 Franken, ähnlich viel verdienen Stargregoren wie Daniel Barenboim für einen Auftritt am Lucerne Festival. Abgezogen von diesen Beträgen werden noch die 10 bis 15 Prozent Provision für die Agentur sowie die Quellensteuer. Ein wichtiger Grund für die Liebe vieler Spitzenmusiker zur Schweiz: In den umliegenden Ländern und in Amerika wird bis zur Hälfte der Gage für Steuern abgezogen, in der Schweiz bloss etwa 15 Prozent plus AHV.

Subventionsgeber kennt Löhne nicht

Gegen Spitzenlöhne für herausragende Leistungen gäbe es eigentlich nichts einzuwenden – würden sie nicht zu einem grossen Teil von Steuergeldern bezahlt. Rund 60 Prozent der Einnahmen bei der Zürcher Tonhalle oder dem Opernhaus stammen aus Subventionen, bei den Festivals wie jenen in Luzern oder Verbier ist der Subventionsanteil wesentlich kleiner. Die hohen Gagen werden oft damit gerechtfertigt, dass diese Musiker ihre Kosten durch das gesteigerte Publikumsinteresse wieder einspielen. Dies stimmt aber nur in seltenen Fällen. Wahre Klassikstars, die die Säle allein mit ihrem Namen füllen, gibt es bloss noch wenige: zum Beispiel die Mezzosopra-



Konzert in der Zürcher Tonhalle, 2010.



30 000 Franken pro Abend: Diva Cecilia Bartoli als Semele im Zürcher Opernhaus, Januar 2007.

nistin Cecilia Bartoli, der Pianist Lang Lang, die Geigerin Anne-Sophie Mutter oder die Sopranistin Anna Netrebko.

Während sonst bei staatsnahen Betrieben die Entschädigungen der Führungskräfte in den meisten Fällen publiziert werden müssen, blei-

Spitzenlöhne im Klassikbereich werden kaum je angeprangert – anders als Boni in der Wirtschaft.

ben sie in Kulturbetrieben geheim. Nur bei Opernhaus-Direktor Alexander Pereira wurde vor einigen Jahren bekannt, dass er dank einem Bonussystem bei der Akquise von Sponsoringgeldern ein Jahreseinkommen von über einer Million Franken generiert.

Was aber verdienen andere Spitzenkräfte, zum Beispiel die Chefdirigenten? Keine der angefragten Institutionen wollte die Karten offenlegen. «Generell kommentieren und kommunizieren Kulturunternehmen die Gagen von Dirigenten und Intendanten nicht», lautet beispielsweise die Antwort bei der Zürcher Tonhalle. Einzig das Luzerner Sinfonieorchester lieferte einen Hinweis: «Die Löhne des Chefdirigenten und des Intendanten sind vergleichbar mit anderen KMU-Betrieben der öffentlichen Hand in der Innerschweiz.» Die Luzerner spielen allerdings nicht in derselben Liga wie die Zürcher.

Über die Löhne erhalten zuweilen nicht einmal die Politiker Auskunft, die die Subventionen sprechen. Eine Kommissionsanfrage im Zürcher Stadtparlament bezüglich der Spitzengehälter in der Tonhalle wurde kürzlich nicht beantwortet.

In den USA sind die Löhne weniger ein Geheimnis als in Europa. Dort erscheinen regelmässig Ranglisten der bestbezahlten Dirigenten. Gemäss einer Statistik von 2009 gehört der Schweizer Charles Dutoit, Chefdirigent des Philadelphia Orchestra, mit einem Jahreseinkommen von 1,83 Millionen Dollar zu den Grossverdienern der Branche. Hinzu kommen bei ihm der Lohn für seinen zweiten Job als Chefdirigent des Royal Philharmonic Orchestra in London sowie einige weitere Engagements als Gastdirigent.

Aus Schweizer Sicht ist interessant: James Levine verdiente als Chefdirigent der Metropolitan Opera in New York 1,49 Millionen Franken. Sein Nachfolger heisst Fabio Luisi, der nächstes Jahr neben seinem Job in New York auch Chefdirigent am Zürcher Opernhaus wird. Luisi wird in New York etwas weniger verdienen als sein Vorgänger, aber trotzdem ein ansehnliches Doppelseinkommen erreichen. Gemäss Branchenkennern erhält Luisi in Zürich rund 20 000 Franken pro dirigierte Vorstellung plus ein Grundgehalt für seine Probenarbeit. Insgesamt ergibt dies für die Teilzeitstelle mehrere hunderttausend Franken pro Jahr.

Der Amerikaner David Zinman, der seit vielen Jahren Chefdirigent des Zürcher Tonhalle-Orchesters tätig ist, dirigierte in der vergangenen Spielzeit sein Orchester 35 Mal. Er dürfte dafür zwischen 500 000 und 800 000 Franken verdient haben, so die Schätzung von Insidern. Hinzu kommt das Einkommen aus seinen Nebenjobs, insbesondere den lukrativen Engagements für Gastdirigate mit grossen Orchestern auf der ganzen Welt. Nebst seiner Stelle in Zürich war Zinman bis 2009 auch

künstlerischer Leiter des Aspen Music Festivals in den USA.

In der Kulturszene werden gerne die Bonuszahlungen in der Wirtschaft angeprangert – umso erstaunlicher ist, dass die Spitzenlöhne im Klassikbereich kaum je ein Thema sind. Zumal an kleinen Bühnen wie dem Theater Biel-Solothurn festangestellte Sänger zum Teil nicht viel mehr verdienen als eine Kassiererin im Supermarkt.

«Intransparenz ist ein grosses Übel»

Einer der wenigen Exponenten der Branche, die die aus Steuergeldern finanzierten Spitzengehälter öffentlich in Frage stellen, ist der Dirigent und Intendant der Migros-Classics-Konzertreihe Mischa Damev. Auch er engagiert grosse Namen; die Höchstgage, die er einem Solisten bezahlt, beträgt mehrere zehntausend Franken für einen einzigen Abend. «Die Intransparenz bei den Spitzenlöhnen ist ein grosses Übel. Es wäre wichtig, dass endlich offen über den Sinn und Unsinn solch hoher Gagen geredet wird», sagt Damev. So findet er es nicht angebracht, wenn ein Solist oder ein Dirigent mehr verdient als das gesamte 85-köpfige, bestausgebildete Orchester zusammen.

Gerade linke Parteien müssten sich an diesen staatlich geförderten Einkommensunterschieden stören. Die Partei, die sich letzte Woche im Zürcher Kantonsrat am vehementesten gegen die Subventionskürzung des Opernhouses wehrte, war aber ausgerechnet die SP. Was wenig verwundert: Der Präsident des Opernhaus-Verwaltungsrats ist mit dem Alt-Stadtpräsidenten Josef Estermann ein prominenter Sozialdemokrat. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
2	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	★★★★☆
	Regie: Tomas Alfredson	
3	J. Edgar	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	Carnage	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
6	Der Albaner	★★★★☆
	Regie: Johannes Neber	
7	The Muppets	★★★★☆
	Regie: James Bobin	
8	Drive	★★★☆☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
9	The Artist	★★★☆☆
	Regie: Michel Hazanavicius	
10	Hysteria	★★★☆☆
	Regie: Tanya Wexler	

Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	69 210
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (2)	Jack and Jill	13 229
	Regie: Dennis Dugan	
3 (4)	The Descendants	13 048
	Regie: Alexander Payne	
4 (3)	The Girl with the Dragon Tattoo	10 728
	Regie: David Fincher	
5 (-)	Underworld: Awakening	9278
	Regie: Måns Mårllind	
6 (5)	Man on a Ledge	8939
	Regie: Asger Leth	
7 (-)	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	6523
	Regie: Tomas Alfredson	
8 (6)	The Artist	6031
	Regie: Michel Hazanavicius	
9 (-)	The Muppets	5985
	Regie: James Bobin	
10 (8)	Alvin and the Chipmunks	3685
	Regie: Mike Mitchell	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Colombiana (Rainbow)
2 (1)	Cowboys & Aliens (Rainbow)
3 (3)	Conan (Warner)
4 (-)	Freunde mit gewissen Vorzügen (Sony)
5 (2)	Kill the Boss (Warner)
6 (4)	Set-up (Ascot Elite)
7 (6)	Hangover 2 (Warner)
8 (-)	Warrior (Impuls)
9 (-)	Eine offene Rechnung (Universal)
10 (8)	Final Destination 5 (Warner)

Quelle: Media Control



Wunderwerk: Monsieur Georges (Ben Kingsley), Hugo (Asa Butterfield).

Kino

Die Magie des Rummelplatzes

Ein sagenhafter Aufbruch in die Tiefendimension des Kinos: Martin Scorseses 3-D-Film «Hugo». Von Wolfram Knorr

Sie waren «die schönsten Kirchen der Welt» (Blaise Cendrars), «Vulkane des Lebens» (Malewitsch) – die Trefforte, Zentren des Schienenverkehrs, die Bahnhöfe. Ende des 19. Jahrhunderts waren sie Dampfkraftbasiliken, Eisengusspaläste, Kathedralen, Tempel aus Stahl, Glas, Bronze, Keramik. Hallen, Wartesäle, Speiselokale gross wie Ballsäle, Wintergärten, Einkaufspassagen. Wandgemälde, vergoldete Säulen, Stuckdecken, Glasmalereien, Plüsch und Schnörkel überall. Bahnhöfe waren der Triumph des Fortschritts.

Der Erste Weltkrieg ist Jahre vorbei, die Zukunftshoffnungen sind am Steigen, und in dieser Zeit lebt der zwölfjährige Hugo Cabret (Asa Butterfield) wie einst Victor Hugos Quasimodo, Glöckner von Notre-Dame, in einer solch modernen Kathedrale.

Er kümmert sich um die Bahnhofsuhren, er «legt der Zeit die Zügel an» (Ernst Jünger), bewegt sich flink im Zeitgerüst. Hugo ist natür-

lich weder bucklig noch hässlich wie Quasimodo, aber auch er ist in ständiger Gefahr, vom stramm uniformierten Stationsvorsteher (Sacha Baron Cohen) aufgegriffen zu werden. Kinder ohne Zuhause werden sofort in Waisenhäuser gebracht. Seit sein Säufersonkel, der für die Uhren zuständig war, sich davongemacht hat und Hugos Vater (Jude Law) bei einem Museumsbrand ums Leben kam, haust der Junge alleine mit den Uhren. Durch die Gänge, Luftschächte, über Treppen bewegt er sich wiesel-flink, wenn Gefahr im Verzug ist, und in Mussestunden erfreut er sich am Treiben im Bahnhof, an den verklemmten Versuchen des Stationsvorstehers, die Blumenverkäuferin (Emily Mortimer) zu bezirzen – und ganz besonders an Monsieur Georges (Ben Kingsley). Der ständig missgelaunte Kahlkopf betreibt einen kleinen Laden mit mechanischem Spielzeug.

Hugo stibitzt ab und zu Ersatzteile für die Uhren, aber auch für einen wunderbaren Ma-



Was nun beginnt, ist der Aufbruch in die Tiefendimension des Kinos. Denn Georges ist kein Geringerer als der Filmtrick- und Fantasy-Pionier Georges Méliès (1861–1938), der vor dem Ersten Weltkrieg über 500 (!) Filme drehte, von denen etwa 100 erhalten sind. Seine Produktion war erfolgreich, aber gegen die ersten Konzerne wie Pathé hatte er bald keine Chance. Der ehemalige Variété-Magier geriet in Vergessenheit. Sein bekanntester Film ist «Le voyage dans la lune» (1902), den er – wie viele andere – von Hand kolorierte!

Glänzendes Krimi-Stück

Die Porträtierung des Kinopioniers war der wahre Grund für Martin Scorsese, den ausgewiesenen Apologeten der Gewalt («Taxi Driver», «Good Fellas»), der Stimmungen schwelender Aggression furchterregend in Szene zu setzen versteht, das Kinderbuch «Die Entdeckung des Hugo Cabret» von Brian Selznick zu verfilmen. In der ersten Hälfte schwelgt Scorsese in der barock ausgestatteten Abenteuerwelt Hugos, dieser Mischung aus Oliver Twist und Alice im Wunderland. Wie der Automat den Jungen auf die Spur von Georges' Identität bringt, ist ein glänzendes Krimi-Stück.

Nicht nur weil sich die Konstruktionen alter Uhrwerke, Eisentreppen und Gänge für 3-D anbieten, hat Scorsese dieses Wunderwerk in 3-D gedreht, sondern weil er damit Georges Méliès, dem ersten Tricktechniker, gerecht werden wollte. Und Scorsese haucht den fantastischen Bilderwelten des Pioniers ein magisches Leinwandleben ein. Keiner ging bisher mit 3-D so innovativ um wie er. Schon die filmeröffnende, rasante Kamerafahrt aus der Vogelperspektive auf Paris, runter in die Strassen, hinein in den Bahnhof bis zum Auge Hugos, der aus einem Versteck das Treiben beobachtet, ist ein Kabinettstück. Der Rummelplatz, die Wiege des Kinos, feiert hier Urständ. Dante Ferretti entwarf das Design, von Giovanni Piranesi Traum-Architektur inspiriert und einen erstaunlichen Sog entwickelnd. Wenn ein Film eine echte Hommage ans Kino und insbesondere an den Stummfilm ist, dann «Hugo» und nicht «The Artist».

schinenmenschen, den der Vater einst im Museum fand und mit dem Sohn wieder zu reparieren versuchte. Der Automat ist das Einzige, das Hugo vom Vater blieb. Er will die Arbeit zu Ende bringen, aber es fehlen Ersatzteile. Bei einem neuerlichen Klau wird Hugo vom griesgrämigen Georges erwischt, der ihm ein Notizbuch mit Zeichnungen und Skizzen entwendet. Georges will das Büchlein verbrennen, und so bleibt Hugo nichts anderes übrig, als nach Geschäftsschluss dem alten Grantler bis zu seiner Wohnung zu folgen.

Fragen Sie Knorr

Immer öfter liest man, die 3-D-Euphorie sei verflogen. Ist da was dran? E.W., Zug



Ja, aber das liegt nicht an der Idee. An der wird weitergearbeitet. Der Knackpunkt sind die Brillen, die überhöhten Preise und die daraus folgenden mageren Einspielsergebnisse. Dass alte Filme 3-D-mässig aufgebrevelt werden, riecht – «Star Wars»-Gemeinde hin oder her – nach billiger Abzo-

cke. Wir sind in unseren Gewohnheiten konservativ (deshalb die Ablehnung der Brille). Im Umbruch vom Stumm- zum Tonfilm gab es eine Menge Leute – aus der Branche –, die dem Tonfilm nicht nur keine Zukunft vorhersagten, sondern ihn richtig lächerlich fanden. Wir können uns das nicht mehr vorstellen. Wer weiss, vielleicht verhält es sich mit 3-D (in Zukunft ohne Brille) mal ähnlich.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Radio-Kritik

Eine gerechtere Welt mit DRS 2

Von Rico Bandle

Bei jeder Wirtschaftskrise spüren die Utopisten Aufwind, die eine andere, «gerechtere» Wirtschaftsordnung installieren möchten. Lange war die Idee des Schwundgelds in Mode: ein Zahlungsmittel, das an Wert verliert, wenn es nicht ausgegeben wird. Damit sollte der Wirtschaftskreislauf in Schwung gehalten werden. Heute konzentrieren sich die Utopisten in erster Linie auf das «bedingungslose Grundeinkommen»: ein Grundlohn, den man auch dann erhält, wenn man nicht arbeitet. Der Kultursender DRS 2 propagierte in seiner Sendung «Hörpunkt» gleich beide Modelle.

Sich über andere Formen des Wirtschaftens Gedanken zu machen, kann durchaus anregend sein. Für die DRS-2-Redaktoren sind die Utopien aber nicht einfach interessante Gedankenspielerien, sondern realistische, ja gar erstrebenswerte Modelle – als hätte man in Osteuropa mit der Überwindung des Kapitalismus nicht bereits schmerzliche Erfahrungen gemacht. Völlig unwiderrspochen darf zum Beispiel der deutsche Soziologieprofessor Frank Hillebrandt sein Weltbild verbreiten. Er ist überzeugt, dass bei einem bedingungslosen Grundeinkommen «alle Menschen etwas Sinnvolles für die Gemeinschaft tun» würden: Ob man einen gutbezahlten Job hat, würde nebensächlich. Heute würden die Menschen viel zu häufig fragen: «Was kann ich tun, damit ich Geld verdiene?» – anstatt: «Kann ich etwas tun, was von den andern tatsächlich gebraucht wird?» Und wir dachten immer, dass sich unser System gerade dadurch auszeichnet, dass man in erster Linie dann Geld verdient, wenn man etwas anbietet, was andere brauchen können und wofür sie entsprechend bereit sind, Geld auszugeben.

Dass es nicht ganz realistisch ist, die Menschen vom selbstlosen Handeln zu überzeugen, ist sich auch Hillebrandt bewusst: «Das kann man nicht vollständig so durchsetzen, aber es müssen einzelne Schritte in diese Richtung getan werden.»

Hillebrandt sieht sich offensichtlich auf einer Mission – und mit DRS 2 hat er einen Helfer gefunden, wie er selber sagt: Solche Sendungen wie der «Hörpunkt» seien «gute Anfänge», um dem Ziel näherzukommen.

Aufregende Reise

Zwei Frauen gehen auf Abstand, «Art on Ice» mit viel Prominenz, Neues vom Fotografen Alberto Venzago. *Von Hildegard Schwaninger*



«Mehr ein Stimmungsfilm»: die Brüder Alberto (l.) und Mario Venzago.

Beim Konzert mit Valery Gergiev in der Tonhalle (es spielte das Opernhaus-Orchester) sah man Alberto Venzago. Der Zürcher Fotograf und Filmemacher, der gerne schöne Frauen um sich hat, kam in Begleitung von Ex-Miss-Schweiz Patricia Faessler, die zur Künstlerin mutiert hat. Der Dirigent Gergiev ist Fussballfan, so sah man auch die früheren Fussballgötter Günter Netzer (mit Ehefrau Elvira, sie feierten den 25. Hochzeitstag) und Uli Hoernes.

Venzago kennt den wilden, geheimnisvollen Russen Gergiev gut. Er war mit dem Mariinsky-Orchester auf Tournee durch Russland unterwegs: in der Transsibirischen Eisenbahn, mit der Gergiev und seine Musiker jedes Jahr durchs Land reisen. Sie haben ihren eigenen Zug. Venzago durfte mitreisen, weil er einen Film über Gergiev dreht.

«Kein Dokumentarfilm, es ist mehr ein Stimmungsfilm», sagt Venzago, dessen Bruder Mario Venzago auch Dirigent ist. Die Reise durch das weite Land sei aufregend gewesen, so Venzago, und Gergiev sei ein unglaublicher, für einen Normalsterblichen kaum zu fassender Mann. Ein Besessener. Er steht 360-mal im Jahr am Pult, manchmal zweimal am Tag. Ferien kennt er nicht. Venzago wird seinen Film erstmals im Sommer in Salzburg zeigen, wenn Gergiev bei den Festspielen dirigiert.

Frauenfreundschaften haben oft ein schnelles Verfallsdatum. Denn wehe, zwei Frauen kommen sich in die Quere. So ist es auch mit der Freundschaft von Ljuba Manz und Irina Beller offenbar vorbei.

Manz fehlte an der «Art on Ice»-Party, die der Baulöwe Walter Beller (Swiss Casinos) traditionell für Geschäfts- und andere Freunde organisiert. Bis vor kurzem stand Ljuba Manz noch auf der Gästeliste. Doch die Russin und die Ukrainerin mögen sich nicht mehr, so wird es erzählt, seit der kürzlichen Party im



Gastgeber: Walter Beller mit Frau Irina.

Hotel «St. Gotthard». Da habe Manz, die unverwüstliche «Gotthard»-Wirtin, wie immer – Röckchen hoch und kecker Hüftschwung – auf dem Tisch getanzt. Irina Beller, die unter

den Gästen war, habe ebenfalls zu tanzen begonnen. Die Bauunternehmersgattin ist eine schlanke Gazelle, drei Köpfe grösser als Ljuba Manz und dreissig Jahre jünger. Männeraugen hätten sich in ihre Richtung gedreht. Das brachte Ljuba Manz, die sich als Königin der «Gotthard»-Feste konkurrenzlos wähnte, angeblich etwas aus dem Gleichgewicht. Den Rest des Abends, so jedenfalls erinnert sich Irina Beller, sei sie mit verkrampftem Gesicht dagesessen. Als Irina sich am Schluss des Abends Ljuba näherte, um sich zu verabschieden, habe ihr Ljuba Manz – auf Russisch – entgegengezischt: «Halt den Mund!»

Diese Freundschaft scheint vorbei, das öffentliche Interesse an ihnen aber bleibt im selben Mass gross: Der Sendung «Reporter» des Schweizer Fernsehens ist jede einen Beitrag wert. Jener über Ljuba Manz wurde schon gesendet (Manz: «Ich hatte die höchsten Einschaltquoten»), der über Irina Beller wird gerade gedreht. Seit Monaten heftet sich das Team des Schweizer Fernsehens an die Fersen der Frau, die für ihren Stil (Juwelen wie eine russische Grossfürstin, Kleider so wenig wie möglich, aber teuer) bekanntwerden möchte.

Auch an der «Art on Ice»-Premiere wurde Irina Beller gefilmt. Wie sie Börsenguru Fredi Herbert auf den Knien sitzt und mit heissen Börsentipps füttert. Managerin Heliane Canepa (früher Nobel Biocare, immer noch mit rotem Pumuckl-Schopf und mit Ehemann



Bald auf Mallorca: Rita und Fredy Fuhrer.

Ancillo Canepa da) wunderte sich: «Warum dreht das Schweizer Fernsehen einen Film über Frau Beller?», eine Frage, die sich wohl auch die anderen Gäste stellten. Unter ihnen: alt Regierungsrätin Rita Fuhrer mit ihrem Mann Fredy Fuhrer. Sie wirkt gesund und munter, sagt, es gehe ihr wieder gut, und plant eine Velo-Rundfahrt auf Mallorca.

Der «Salon blanc», die erste Pop-up-Club-lounge von St. Moritz, wurde – entgegen unseren Ausführungen von vorletzter Ausgabe – planmässig am 28. Dezember 2011 eröffnet. Wir bitten um Entschuldigung.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Hinterteil

Unser Kolumnist schreibt seit längerem, dass er sogenannte Gourmet-Restaurants nicht mag. Jetzt sind solche *over*, offiziell. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich; unter anderem, weil im Schauspielhaus Premiere war von «Das Versprechen» (nach Friedrich Dürrenmatts Roman). Bevor ich davon erzähle – ein wenig E-Kultur also, wieder mal –, schreibe ich über einen Gegenstand, der auch eher, sagen wir, an unterhaltender Kultur interessierte MvH-Leser angeht: Restaurants.

Was Ihr Kolumnist schon recht oft behauptete, ist jetzt offiziell, kann man sagen (nämlich, dass sogenannte Gourmet-Lokale mit Sternen, Mützen, Punkten, Design-Geschirr, «ausgefallenem» Besteck et cetera, in denen man Speisen bekommt, die einen herausfordern und so weiter, statt solcher, die schmecken und sattmachen sowie zufrieden, *over*, gegessen, sind). Man kann es sogar in Paris nachprüfen – vorvergangene Woche war ich in der Stadt, und die zwei *hôtesses*, die mich betreuten, hatten einen Tisch reservieren lassen im «Derrière», einem der zurzeit beliebtesten Restaurants, sagten sie (ich war Gast der Mai-sou PBI, einem Parfümunternehmen).

Es handelt sich dabei um ein «Zu Hause weg von zu Hause»-Lokal, steht auf der Webseite, und das stimmt einigermaßen, falls man ein Zuhause hat, das Harald Schmidt, mit dem ich ein bisschen bekannt bin, in einem anderen Zusammenhang so beschrieb: «Kalt duschen, sich mit Tüchern aus rauem Leinen abtrocknen; nackt auf dem Holzsteg, der zu einem See führt, liegen; Tyler-Brûlé-mässig halt.»

Das «Derrière», das sich im dritten Bezirk befindet und hinter der «Andy Wahloo»-Bar liegt sowie dem «404», einem Restaurant, in

dem es nordafrikanisches Essen gibt, kommt nicht zu Tyler-Brûlé-mässig daher. Weil es, wie die beiden anderen Lokale, Mourad Mazouz gehört, einem Algerier, der vor 35 Jahren nach Paris zog. In seinen Restaurants (unter anderem das «Momo» in London, wo er seit 1995 lebt) gibt es eine «eklektische Mischung von Möbeln und Dekorations-Stilen» (Webseite), die mir gefällt und in der einem wohl ist als Gast – weil die Einrichtung zwar schön aussieht, aber nicht so, als wäre sie en bloc gekauft, sondern auf Reisen und während Jahren zusammengetragen worden. Schon klar, nur zum Sagen: Auch ein Lokal, von dem man meint, dass es ziemlich zufällig und mit einer zu Herzen gehenden Nachlässigkeit eingerichtet wurde, ist Ergebnis eines Entwurfs, den sich ein Profi zuerst ausgedacht und danach geschäftsmässig umgesetzt hat.

Bevor ich es vergesse, das Essen («französisch, einfach, genussstauglich, hergestellt aus besten Erzeugnissen»; Eigenreklame) schmeckte, machte satt und zufrieden (MvH nahm Salat von geriebenen Karotten mit Koriander, Ahornsirup und Sesamöl für 10 Euro sowie Foie-gras-Terrine, 19 Euro). Falls es Leser gibt, die nicht nach Paris fahren mögen, um ein Restaurant auszuprobieren – in Zürich habe ich bis jetzt eigentlich kein Pendant zum «Derrière» gefunden. Doch ich war im «Morgenstern da Mario» im Kreis 4; es handelt sich dabei nicht um eines meiner fünf Lieblingslokale, aber ich ging hin mit einem, der den Status Spezialgast hat und in dem kleinen, abgetrennten Zimmer sitzen darf, in dem es bloss Platz für vier Leute gibt. Und er sagt dem Wirt am Morgen, was er am Abend aufgestellt bekommen möchte (etwa *cime di rapa*, Stängelkohl, und geräucherte Randen in Olivenöl).

Jetzt, wie angekündigt, zwei Abschnitte ernste Kultur: «Das Versprechen» im Schauspielhaus (elf weitere Vorstellungen bis 5. April) fand ich, über alles gesehen, gut (und das ist nicht schlecht – MvH ist kein Theaterfreund). In meinen Augen ist der Inhalt des Stücks besser als die Umsetzung, aber die ist auch in Ordnung (in der *Neuen Zürcher Zeitung* stand, Markus Scheumann, der die Hauptrolle hat als Kommissar Matthäi, sei formidabel; dass aber Dürrenmatts Haltung, der selbstironische Gestus, auf der Strecke bleibe). Was mich mehr störte: Mehrere Schauspieler hatten Mehrfachrollen. Ihr Kolumnist kennt die Zahlen nicht, fragte sich aber, ob in diesem Haus plötzlich die Kostenwahrheit eingezogen sei (ich empfehle den Besuch trotzdem).

An der «Promi-Interview-Night» im «Meylenstein» in Zürich Tiefenbrunnen, auf die hier aufmerksam gemacht wurde, war MvHs Gaststar Roman Camenzind, der Musikproduzent. Marco «Bligg» Bliggendorfer war auch dort – als Zuschauer. Das gibt es nur *chez nous*, denke ich (MvHs nächste «Promi-Interview-Night»: 23. Februar).

Gesellschaft

Mimis Memoiren

Von Beatrice Schlag — Endlich eine von Kennedys vielen Geliebten, die Interessantes erzählt.

Der New Yorker Kongressabgeordnete Anthony Weiner und die getwitterten Fotos seines erregten Gemächts. Arnold Schwarzenegger und der Sohn von seiner Haushälterin. Ex-IWF-Chef



Dominique Strauss-Kahn und das Zimmermädchen. Das letzte Jahr war, was Politiker und ausserehelichen Sex angeht, ziemlich trostlos. Man dachte, nichts mehr darüber wissen zu wollen. Sie sollen uns verschonen mit ihren armseligen sexuellen Heimlichkeiten. In diesen Tagen fragt man sich, warum Mimi Alford mit 68 ein Buch darüber veröffentlichen muss, dass auch sie vor fast fünfzig Jahren zu John F. Kennedys vielen Geliebten gehört hatte. Eine mehr. – Und? Dann liest man die Artikel trotzdem und schaut die Interview-Clips an (das Buch ist noch nicht im Handel).

Mimi Alford stammte aus einer reichen Familie, besuchte dasselbe Kollege wie Jacqueline Kennedy. Und hatte die gleiche Souveränität reicher Töchter. Sie brauchte kein Geld. Sie war neunzehn und Jungfrau, als sie als Volontärin ins Weisse Haus kam. Der Präsident, den sie in den achtzehn Monaten bis zu seiner Ermordung auch im Bett nur «Mister President» nannte, entjungferte sie wenige Tage nachdem sie eingestellt worden war, im Bett der First Lady. Kein geschmackvoller Zug. «Aber», sagt sie, «er war der Präsident», und unverschämt gut aussehend. Und bubenhaft und scheu im Schlafzimmer, aber auch kurzweilig.

Endlich etwas, was man versteht. Er küsste sie nie, und sie sagt, von Liebe wolle sie nicht reden, aber sie glaube, er habe sie sehr gern gehabt. Als Jacqueline Kennedys drittes Kind wenige Tage nach der Geburt starb, las er Mimi im Weissen Haus Kondolenzschreiben vor und weinte. Sie auch. Als Mimi sich verliebte und ihm kurz vor seiner Reise nach Texas mitteilte, sie werde demnächst heiraten, sagte er, er wüsste, sie käme mit nach Texas. «Mister President, ich werde heiraten», antwortete sie. «Ich weiss», gab er zurück, «ich werde dich trotzdem anrufen.»

Das ist keine frohe Geschichte. Aber endlich eine interessantere als die von kalten, mächtigen Sex-Maniacs und ergebenen Frauen.



Der Sonnpad

«Der Sonntag» bringt Lesevergnügen auf Ihren iPad. Mit der iPad-App sind Sie auch unterwegs informiert über nationale und internationale Themen, Menschen und Meinungen aus Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur und Gesellschaft.

NEU: mit Regionalbund für Basel, Aargau, Solothurn/Oberaargau und Zürich/Limmattal.



Laden Sie jetzt die iPad-App des «Sonntags» herunter.

Der Schnauz kehrt zurück

Er war nie ganz weg, aber er war geächtet. Nun ist der Schnauz wieder da. Sollen wir uns darüber freuen? *Von Dominique Feusi*

Da ahnt man nichts Böses – und plötzlich, bam, bam, bam, überall Männer mit Schnauz! Sänger Anthony Kiedis, Torwart Iker Casillas, Navyboot-Creative-Director Adrian J. Margelist, Amen-CEO Felix Petersen, die Kreativen von der Werbeagentur Vis-a-vis, das Titelmodel von *Bolero Men*, ja sogar das Kind, das eher mittags als morgens die Post bringt: Schnauz, Schnauz, Schnauz! Beim Kind, das eher mittags als morgens die Post bringt, wird es wohl an der Pubertät liegen.

Natürlich könnte man einfach sagen: Ruhe bewahren, alles halb so haarig, das ist nur ein Gerücht. Doch die Geschichte hat einen Bart. Denn seit etwa 2006 läuft das so: Kaum betreten Brad Pitt, George Clooney und Co. einen roten Teppich und zeigen sich mit einem Streifen Haar im Gesicht – und sei er auch nur rollenbedingt –, springt weltweit eine Heerschar von Lifestyle-Redaktoren im Kreis und ruft einen Trend aus: «Hurra, hurra, der Schnauz, Schnauzbart, Schnäuzer, *moustache*, Oberlippenbart oder gar Pornobalken ist wieder da!» Nur wachsen lassen will ihn sich niemand.

Dabei war es früher ganz einfach: Ein Mann rauchte und hatte einen Schnauz. Und rauchte er nicht, so signalisierte er seine Männlichkeit zumindest mit einem stolzen Stück Restbehaarung im Antlitz. Kurz: In meiner Kindheit hatten alle Männer einen Schnauz. Oder zumindest die, die etwas zu sagen hatten.

Ab 1977 raste Burt Reynolds als «Bandit» im Pontiac Firebird als «ausgekochtes Schlitzohr» über die Highways, Tom Selleck liess ab 1980 als Magnum 162 Episoden lang hiesige Männer von einem Ferrari träumen und hässliche Hawaiihemden tragen, und der König der knallharten Kerle trat 1981 seinen Dienst an, richtig: Götz George als «Tatort»-Kommissar Horst Schimanski. Ein Mann. Eine Parka. Ein Schnauz. Besser ging's nicht.

Der Reiz des Verbotenen

Und weil's besser nicht ging, war irgendwann in den Achtzigern die Schweiz voller Männer mit Schnauz: Roger Schawinski, Moritz Leuenberger, «Hausi» Leutenegger, Samuel Schmid, Urs Kliby, Pepe Lienhard, Urs Freuler, Eric Honegger, Stephan Klapproth; der Mathematiklehrer, der junge «Cousin» des Mathematiklehrers, der Dorfpolizist, der Dorfidiot, alle Männer, mit denen mein Vater zur Feuerwehr ging, mein Vater, alle Väter meiner Schulfreundinnen, was sich eigentlich wiederum mit der Dorffeuerwehr deckt, die seltsamen Freunde meiner Eltern aus der Stadt

und auch der Mann, der frühmorgens die Post brachte.

Es kam, wie es kommen musste: Irgendwann in den Neunzigern hatte man die Schnauze voll. Und es sollte ihm wie später dem Rauchen ergehen: Er hatte ein Imageproblem.

Man hatte ihn gesehen und mochte ihn nicht mehr. Und das ging nicht nur Generationen von Frauen so, die sich partout mit keinen Männern paaren wollten, die die gleiche Gesichtfrisur wie ihre Väter trugen, nein, auch unseren Müttern gefiel er nicht mehr. Und was Müttern nicht gefällt, muss weg. Um es mit Barack Obama zu sagen: «Ist Mama glücklich, sind alle glücklich.»

Verheiratete mussten den Schnauz stutzen, bei den Jüngeren hatte er Hausverbot, und was übrigblieb, waren geschiedene Männer in Kurzarmhemden. Wer in den nuller Jahren noch einen Schnauz trug, hatte verloren.

Natürlich hat das Verbotene seinen Reiz. Und so reizte der Schnauz in diesen Jahren vor allem Kreative und Entrepreneur, Hipster, die auch sonst nichts auf Konventionen geben: *soft porn*-Starfotograf Terry Richardson, *Purple*-Magazin-Mitbegründer Olivier Zahm oder American-Apparel-CEO Dov Charney. Bei Charney ist er wieder ab, wie Richardson wurde er mehrfach der sexuellen Belästigung bezichtigt. Und von Zahm sagt man, er habe halb Paris flachgelegt. Männer mit Schnauz

waren zwar interessant. Aber ganz kosher waren sie nicht. Vielleicht einer für eine Nacht. Aber keiner, von dem man Kinder kriegt und eine Hypothek aufs Haus aufnimmt.

Verlässlicher als Brad Pitt

Nun kämpft sich nach Jahren der Metrosexualität und des Rasurdiktats der ganz normale Schnauz zurück. Im November konnte man es noch auf den «Movember» schieben, das aus Australien stammende Fundraising, vor allem bei Sportlern beliebt, bei dem sich Männer alljährlich Schnäuzer wachsen lassen, um Spenden zugunsten der Bekämpfung von Prostatakrebs zu sammeln. Normalerweise sind die Movember-Schnäuzer spätestens im Januar wieder ab. Nun scheinen ein paar gewachsen, um zu bleiben. Die verkopften Kreativen von der Werbeagentur Vis-a-vis haben ihren Schnauz alle noch. Und die sind ein viel verlässlicherer Trend-Indikator als Brad Pitt.

Blablabla, alles uninteressant, Sie wollen endlich wissen, wie's mit den Frauen ausschaut? Es schaut so aus: Wenn Sie «Schnauz» sagten, bekamen noch vor einem Jahr zehn von zehn Frauen einen Gesichtsausdruck wie ein offenes Gefrierfach. Heute sind es sieben von zehn. Die anderen sagen «interessant» und/oder lächeln verschmitzt und/oder kennen mindestens einen gemeinsamen Bekannten, dem «es wahnsinnig gut steht». Und dann wäre da noch die Frau von Kollege A, denn das ist so, Achtung, jetzt kommt's: Kollege A trägt seit Ende Jahr einen Schnauz. Und zwar nicht, weil es ihm gefällt, sondern weil es seiner Frau gefällt. Zitat: «Also nicht ästhetisch.»

Kurz darauf hatte Kollege B ebenfalls einen Schnauz. Und? – Seiner Frau gefällt's nicht nur. Es steht ihm auch wahnsinnig gut. ○



Reiz des Verbotenen: Starfotograf Richardson.

Alles so schön bunt hier

Von Jürg Zbinden

1 — Zehn farbenfrohe Uhrendesigns umfasst die neue «New Gent Lacquered Collection»: leuchtende Pinktöne, Violett, Indigo, Blaugrau, Orange, klassisches Schwarz, leuchtendes Weiss sowie – im Bild – Grün und Gelb. Das Zifferblatt lässt das Uhrwerk erkennen, das Armband ist aus Silikon. Die neuen Top Ten von Swatch sind seit dem 1. Februar zum Preis von jeweils Fr. 75.– in den Schweizer Swatch-Verkaufsstellen erhältlich.

2 — «Les Pastels» von Chocolatier Thomas Müller aus Schaffhausen sind halbrunde bunte Pralinés, elegant arrangiert wie glänzende Perlen. Delikate Caramel- und Ganache-Füllungen mit Fruchtnoten von frischen Himbeeren, Zitronen, Orangen, Limetten und Minze verführen mit cremigen Texturen. Verwendet wurden Grand-Cru-Himbeeren aus dem Département Ardèche in Frankreich und Minze aus dem hauseigenen Kräutergarten sowie exklusive Grand-Cru-Couverturen. Erhältlich sind «Les Pastels No 3» (25 Stück) zum Preis von Fr. 52.– in den Boutiquen von Müller Chocolatier in Schaffhausen und Zürich Sihlcity.

3 — Die neue Sonnenbrillen-Kollektion des kürzlich in Chicago mit dem Good Design Award ausgezeichneten Schweizer Labels Strada del Sole präsentiert sich bunt und extravagant. Die neuen Modelle gibt es als Pilotenbrille für Männer und in der modernen Pantoform für Frauen. Jede Fassung besteht aus dünnen Acetatplatten in verschiedenen Farben. Die exklusive Kollektion ist auf weltweit hundert Stück pro Modell limitiert. Durch die Eingravierung einer individuellen Seriennummer wird jede Brillenfassung zu einem Einzelstück für modebewusste und mutige Sonnenanbeterinnen und -anbeter. Die Sonnenbrillen von Strada del Sole sind in der Schweiz im ausgesuchten Fachhandel für ungefähr Fr. 400.– zu kaufen.

4 — «Warum sollte man den Frauen und der Mode Farbe vorenthalten?», fragte Christian Dior. Die Palette von «Dior Addict Extreme» überrascht mit rasanten Farben, strahlendem Glanz und leuchtend reinen Farbpigmenten. Zwölf Farbtöne in vier Stilrichtungen weisen in den Frühling: «Incognito» (Beige), «Lucky» (Rosa), «Riviera» (leuchtend) und «Plaza» (tief, intensiv). Die Lippenstifte sind ab dem 14. März für etwa Fr. 46.– im Fachhandel erhältlich.



1



2



3



4

Schiller hätte geweint

Von *Andreas Thiel* — Ein klassisches Drama in einem Akt der geistigen Umnachtung.

Bürger: Schatzmeisterin! Fremde Vögte belagern die Stadt!

Eveline Widmer-Schlumpf: Gut, macht die Tore auf.

Bürger: Aber die kommen doch in böser Absicht!

Widmer-Schlumpf: Meint ihr? Was wollen sie denn?

Bürger: Unser Gold, Frau Schatzmeisterin.

Widmer-Schlumpf: Aha! Seht ihr? Die wollen nichts Böses. Die wollen nur euer Gold.

Bürger: Wir wollen es ihnen aber nicht geben.

Widmer-Schlumpf: Aha, da liegt also das Problem.

Bürger: Was sollen wir tun?

Widmer-Schlumpf: Gebt ihnen mal ein bisschen Gold und schaut, ob sie dann wieder abziehen.

Bürger: Das haben wir bereits getan.

Widmer-Schlumpf: Und?

Bürger: Sie wollten wissen, ob wir noch mehr davon haben und wie viel.

Widmer-Schlumpf: Seht ihr? Die wollen gar nicht euer Gold. Die wollen nur wissen, wie viel ihr davon habt.

Bürger: Sollen wir es ihnen sagen?

Widmer-Schlumpf: Aber ja doch. Damit ist das Problem dann gelöst und die Gefahr abgewendet.

Bürger: Wenn Sie meinen ...

Hauptmann: Schatzmeisterin!

Wir müssen die Verteidigungsausgaben erhöhen!

Widmer-Schlumpf: Ach was. Wir ergeben uns einfach, das wird sie besänftigen.

Hauptmann: Aber wir können uns doch nicht, wenn jemand die Stadt belagert, gleich ergeben.

Widmer-Schlumpf: Dann bleiben wir halt standhaft, bis sie angreifen, und ergeben uns erst dann.

Bürger: Schatzmeisterin! Die Belagerer verlangen eine Garantie dafür, dass wir sie nicht angreifen.

Widmer-Schlumpf: Was wollen sie?

Bürger: Den Hauptmann.

Widmer-Schlumpf: Mein Gott, dann liefert ihn aus.

Hauptmann: He! Halt! Was soll das? Lasst mich los ...

Widmer-Schlumpf: Er war sowieso ein Sicherheitsrisiko.

Bürger: Aber er ist doch der Hauptmann unserer Wache!

Widmer-Schlumpf: Einzelpersonen zählen hier nicht.

Bürger: Aber wir haben ihn ausgeliefert ...

Widmer-Schlumpf: Manchmal ist der Feind im eigenen Lager versteckt. Mich würde übrigens auch interessieren, wie viel Gold in der Stadt ...

Bürger: Die Belagerer verlangen genaue Angaben über die Mannschaftsstärke der Wache und deren Posten.

Widmer-Schlumpf: Dann sagt es ihnen, und die Gefahr ist gebannt.

Bürger: Aber diese Informationen könnten sie gegen uns verwenden.

Widmer-Schlumpf: Kein Problem. Wir machen einen Vertrag, in welchem steht, dass sie diese Informationen bei einem Angriff nicht verwenden dürfen. Dann sind wir sicher. Glaubt mir, ich bin Juristin.

Soldat: Schatzmeisterin! Die Belagerer verlangen, dass wir die Wachen vom Westtor abziehen. Andernfalls greifen sie die Stadt an.

Widmer-Schlumpf: Um Himmels willen, dann zieht die Wachen ab!

Soldat: Also ich weiss nicht, ob der Hauptmann mit dieser Strategie ...

Widmer-Schlumpf: Der Hauptmann hätte sich gegenüber dem Feind von Anfang an kooperativer verhalten sollen.

Soldat: Ich habe noch unter dem Vogt gedient, bevor ihn Tell erschossen hat ...

Widmer-Schlumpf: Gott hab ihn selig.

Soldat: Tell?

Widmer-Schlumpf: Den Vogt.

Soldat: Der Vogt war nicht gerade nett, aber seine Verteidigungsstrategie schien mir etwas einleuchtender gewesen zu ...

Bürger: Schatzmeisterin! Die Belagerer haben Inspektoren geschickt. Sie wollen die Stadt inspizieren.

Widmer-Schlumpf: Wunderbar, lasst sie rein. Die werden sehen, dass hier alles in Ordnung ist. Dann können sie die Belagerung aufheben.

Soldat: Schatzmeisterin! Die Belagerer stürmen die Stadt! Die Inspektoren haben das unbewachte Westtor geöffnet!

Bürger: Rette sich, wer kann! Ein Heer von 200 Juristen stürmt die Stadt!

Widmer-Schlumpf: Juristen? Kollegen? Herzlich willkommen! Hallo ... Habt ihr schon herausbekommen, wo das Gold liegt?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.



Nachhall im Glas

Von *Peter Rüedi*



Die Restlebensgefährtin treibt's zur Weissglut, wenn ich ihre Reiselust mit einem berühmten Zitat aus Kurosawas Jahrhundertfilm «Kagemusha» erstickte. Es ist zwar eine militärisch-taktische Maxime des Titelhelden, taugt aber, finde ich, vorzüglich für meine zivilen Zwecke: «Bewege dich nicht!» Wenn ich an all die wohlhabenden Rentner denke, die jahrein, jahraus um die Welt *seckeln* und nichts nach Hause tragen als Berge von Fotos, kommt mir allemal Wilhelm Busch in den Sinn («Das Wetter gut, die Gegend neu / Der alte Lump ist auch dabei»). Sich selbst entkommt keiner.

Bei dem aber, der nur ein bisschen Geduld aufbringt, kommt die Welt von selbst vorbei. Im Fall meines mit Umsicht kultivierten Phlegmas soeben in Form eines Sauvignon blanc von der neuseeländischen Cloudy Bay in Marlborough (dem inzwischen wichtigsten Anbaugebiet des grünen Landes). Nun gehört zwar zu meiner statischen Lebensmaxime im übertragenen Sinn auch eine Skepsis gegen die globalisierte Weinwelt resp. eine Vorliebe für das Naheliegende («Think global, drink local»). Aber es gibt halt ein paar Dinge, die finden sich nicht vor der Haustür. Malbec aus Mendoza ist nun mal anders als jede französische Variante der Rebe, und neuseeländische Sauvignons auch. Schon der «normale» Sauvignon des mit Jahrgang 1985 relativ jungen (aber bereits an Moët-Hennessy verkauften) Guts ist eine fruchtig-fleischige, dennoch erfrischende exotische Interpretation der Rebe, nur schwer mit den Weinen von der Loire zu vergleichen. Erst recht so der Wein «Te Koko», der den endogenen (Maori-)Namen insofern mit Grund trägt, als er (in Neuseeland eine Ausnahme) auf Naturhefen gemacht wurde. Interessante Aromen: Thymian, Blüten, gelbe Pflaumen und tatsächlich eine Spur Ingwer. Schön ausbalanciert, intensiv, gut in der Säure – erfrischend, aber alles andere als harmlos. Das leere Glas (für einen Sauvignon blanc der banalste, aber auch sinnfälligste Test) riecht noch eine halbe Stunde nach dem letzten Schluck wie ein Garten voller Mandarinenblüten. Auch eine Form von Nachhaltigkeit!

Cloudy Bay, Marlborough, Neuseeland: Te Koko Sauvignon blanc 2008. 13,5 %. shop.hpfinewines.com. Zirka Fr. 41.–.

Reise zum Genuss

Während des Gourmet-Festivals St. Moritz finden sich Spitzenköche aus ganz Europa auf kleinstem Raum. *Von David Schnapp*

Wer immer diese Idee hatte, sie ist genial: Anfang Februar, wenn die Saison noch nicht richtig läuft, macht man St. Moritz zum Gourmet-Zentrum der Schweiz. Spitzenköche aus ganz Europa kommen als Gäste in die grossen Häuser, auf kleinstem Raum verteilen sich für ein paar Tage unzählige Sterne. 1655 Franken kostet ein «Gourmet Festival Package» mit drei Übernachtungen im Fünfsternehotel sowie zwei Dinner. Das ist ein fairer Preis.

Der Ausgangspunkt für mein Festival lag im «Suvretta House», in einem der klassischen Grandhotels, wo es mir gut gefallen hat, weil man etwas ausserhalb wohnt und seine Ruhe hat. Direkt hinter dem Hotel verläuft zudem ein schöner Waldweg. Das fand ich praktisch, denn die Ermahnung meiner Grossmutter kam mir plötzlich in den Sinn: «Nach dem Essen sollst du ruhn oder tausend Schritte tun.» Und es gab einiges zu essen.

Tag 1: Christian Bau — Als Erstes stand ein Abendessen im «Suvretta» an, wo der deutsche Spitzenkoch als Gast wirkte. Bau wurde 2011 als «Koch des Jahres» ausgezeichnet, er wird im «Victor's Gourmet Restaurant Schloss Berg» in Perl-Nenning mit drei Michelin-Sternen und neunzehn Gault-Millau-Punkten geführt und gehört zu den ganz Grossen des Fachs. Was



Waldweg in Gegend: «Suvretta House».

Christian Bau macht, ist State of the Art in der modernen Gourmet-Küche. Und er hatte eine geniale Marketing-Idee: Bau macht nur rudimentäre Andeutungen zum Menü, der Gast weiss nicht, was er bekommt. Er kann höchstens sagen, was er nicht mag. So wird aus dem angekündigten «Steinbutt SSSS» dann ein Steinbutt mit Nusskruste sowie frittierte Haut. Dazu gibt es als Püree, Sauce oder Tatar: süsse (Süsskartoffel), saure (Salzzitrone), salzige (Anchovis) sowie scharfe (Ingwer) Beigaben. Das ist genial in der Wechselwirkung der Aro-



Geniale Wechselwirkung: Sternekoch Bau.

men, und Bau beherrscht das ganze Spektrum: Es wird gebraten, gegrillt und gedämpft, aber ebenso findet Hightech Anwendung. Christian Bau verbindet nicht nur klassische und moderne Küche, er bringt auch viele asiatische Düfte in die gewohnte europäische Haute Cuisine ein. Die Gänseleber gibt es etwa im Algenblatt mit Edelpilzen und einer Vinaigrette auf Basis der japanischen Zitrusfrucht Sudachi. Am Ende beschliesse ich, dass dieses Perl-Nenning an der Mosel, das gemäss Google Maps von Zürich aus in 4 Stunden und 28 Minuten erreichbar ist, eine Reise wert ist.

Tag 2: Gourmet-Safari — Diese Rundreise ist das Highlight des Festivals. Man besucht in einer Gruppe von rund zwanzig Personen fünf



Kulinarik-Grösse: Gastgeber Mathis (Mitte).

Gastköche in der Küche von fünf Fünfsternehäusern. Das ist kulinarisch interessant, weil man es mit völlig unterschiedlichen Konzepten zu tun bekommt. Von den italienischen Meeresprodukte-Genies Enrico und Roberto Cerea über den Südtiroler Gerhard Wieser, der seinen Fisch mit Szechuan-Pfeffer aus dem Vinschgau würzt, bis zum Zürcher Spitzenkoch Marcus G. Lindner, der einen intensiven Hauptgang aus Kalb, Kastanie, Trüffel und Topinambur serviert, ist das Spektrum breit.

Die Safari ist aber nicht zuletzt auch menschlich herausfordernd, weil man mit völlig unbekanntem Leuten zu Tisch sitzt, die man sich in der Mehrheit nicht selbst ausgewählt hat. Es isst der Elektroingenieur aus St. Moritz neben dem Unternehmer aus Zürich oder dem Bilingue-Treuhänder und Feinschmecker aus Freiburg, der verspricht, mir die besten Restaurant-Adressen seiner Heimatstadt zuzuschicken. Es gibt den kulinarischen Weltreisenden, der sich vom In-Place in London bis zum beeindruckenden Weinkeller eines «Steak House» in Tampa, Florida, schon durch die halbe Welt gegessen und getrunken hat. Man trifft Banausen ebenso wie Kenner und Könner, die selbst gerne und gut kochen und zum Beispiel in der Lage sind, ein Räuchersalz selber herzustellen.

Nachdem wir vom «Kulm Hotel» über das «Carlton» und das «Kempinski» zum «Kronenhof» in Pontresina geführt worden waren, endete die Reise zum Genuss unter der Leitung der St. Moritzer Kulinarik-Grösse Reto Mathis im «Badrutt's Palace», wo Käse von Maître Anthony und Desserts aus der Küche von Chef-Pâtissier Stefan Gerber bereitlagen. Und plötz-



Am Dessertbuffet: Chef-Pâtissier Stefan Gerber.

lich stand der Franzose Régis Marcon am Tisch, Dreisternekoch und Träger der Bocuse-d'Or-Medaille. Er fragte, ob wir sein Dessert versuchen möchten. Das sind Angebote, die man nicht ablehnen kann, und die folgende pochierte und gebratene Birne an einer Caramel-Sauce mit Morcheln gehört zu den Dingen, die man gegessen hat und nie mehr vergisst.

Im Internet

Mehr Informationen: www.stmoritz-gourmetfestival.ch
Bilder der Gerichte: www.dasfilet.ch



Auto

M wie mehr

Der BMW X5 M ist ein beängstigend gut gemachter Bolide. Das bringt im Sommer wie im Winter Vorteile. *Von David Schnapp*

Der Weg nach St. Moritz führt über den Julier. Man könnte auch durch den Vereinatunnel fahren, aber das macht niemand, der Winterreifen und einen Rest Autofahrerstolz besitzt. Den Julierpass (2284 m ü. M.) als Schleuse ins Engadin offen zu halten, ist eine Arbeit, gegen die Sisyphos wie ein Kindergärtler aussieht. Es ist bewundernswert, mit welchem Aufwand die Bündner Tiefbauämter für freie Strassen sorgen. Trotzdem sollte man sein Transportmittel sorgfältig wählen, wenn man sicher und stilsicher in St. Moritz einfahren will. Meine Wahl, um das diesjährige

Gourmet-Festival zu erreichen (siehe Artikel links), fiel deshalb auf den BMW X5 in der Extremversion der M GmbH.

Der Haustuner von BMW hat aus dem beliebten SUV X5 natürlich mehr gemacht und einen bayrischen Sprint-Elefanten geschaffen. Die Eckwerte – jetzt kommen ein paar Angeberfakten – sind beeindruckend: 555 PS entwickelt der X5 M aus einem 4395 ccm grossen V8-Motor mit Zylinderbank-übergreifendem Abgaskrümmen, Twinturbo-Aufladung und Direkteinspritzung. Die rund 2,4 Tonnen sind nach 4,7 Sekunden auf Tempo 100 beschleunigt, Schluss ist erst bei 250 km/h, wer das M-Drivers-Package bestellt, kann sogar 275 km/h schnell werden. Im Durchschnitt benötigte so viel Leistung 15,3 Liter Benzin, das ist nur wenig mehr als die Normangabe (13,9 Liter) und in dieser Klasse in Ordnung.

Auf den ersten Blick ist die Macht im X5 M dezent verpackt, erst auf den zweiten Blick fallen die grossen Frontlufteinlässe auf oder die vier Auspuffendrohre. Der Innenraum ist funktional und bis auf die etwas klapprige Getränkehalterung in der Mittelkonsole tadellos

verarbeitet. Ästhetisch unbefriedigend erschien mir die Oberseite des Armaturenrägers, die aus einem Kunststoff geschaffen war, der optisch und haptisch tatsächlich an Elefantenhaut erinnerte. Irgendwie erwartet man bei einem Auto, das mindestens 162 000 Franken kostet, an dieser Stelle einen Lederbezug.

Das Heck zuckt

Mit einem Druck auf den Startknopf begann dann das reine Fahrvergnügen. Der X5 ist kein Krawallbruder wie der kleine 1er M. Erst wenn man das Gaspedal richtig durchdrückt, stürzt der grosse BMW unbändig nach vorne. Mit einem kehligen Röhren aus den Endrohren sprintet er davon und lässt manchen Sportwagenfahrer mit grossen Augen zurück.

Im Schnee ist man mit einem Allradssystem gut beraten, die X-Drive-Technologie im X5 M ist allerdings sehr sportlich ausgelegt. Bei der frühmorgendlichen Fahrt über den Julier, der zwar geräumt, aber noch mit einer fiesigen, seifigen Schicht bedeckt war, zuckte das Heck immer wieder, da das System die Kraft relativ spät auf die Vorderräder leitet und so für viel Kurvendynamik sorgt.

Fazit: Der aufgemotzte X5 ist ein unglaublich gut gemachter Bolide mit hohem Nutzwert. Im Winter praktisch, im Sommer, wenn die Reifen es dann wieder zulassen, ein Spassgarant im Hochgeschwindigkeitssegment.

BMW X5 M

Leistung: 555 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 162 000.–



Hübsche Details

Die Kosmetikerin Bettina Oberholzer, 39, und der Zahnarzt Urs Zellweger, 47, heirateten kürzlich erneut. Sie freuen sich auf eine kinderlose Zukunft.

Bettina: Als Kosmetikerin mit zwanzig Jahren Berufserfahrung habe ich bestimmt schon tausend Bräute geschminkt. Die Frauen kommen nach dem Coiffeur für den Feinschliff zu mir. Ringellöcklein über den Ohren gefallen mir nicht so gut und mit viel Haarlack fixierte Fransen auch nicht. Schwarzumrandete *smokey eyes* und glitzernder Glamourlook gehen bei einem Hochzeits-Make-up natürlich nicht, das sah sogar eine Rockerbraut ein, die sich beim Schminktermin gleich noch die Tattoos auf den Armen überdecken liess. Am grossen Tag möchten die meisten Frauen halt ein bisschen romantisch aussehen. Obwohl Coco Chanel einmal sagte, wahre Eleganz zeige sich darin, dass man seine optischen Defizite kunstvoll in Szene setze, achte ich darauf, dass die Vorteile unterstrichen werden. Jeder Mensch verfügt über ein hübsches Detail: schöne Lippen oder Augen, hohe Wangenknochen und so weiter. Einmal traf ich eine Braut ein paar Monate später in der Migros und erkannte sie nicht wieder: mit struppigen Haaren, fleckigem T-Shirt, buschigen Augenbrauen. Mir selbst ist ein gepflegtes Äusseres immer wichtig, da ich meinem Mann nicht nur am Hochzeitstag gefallen will.

Urs: Wir sind seit zwölf Jahren zusammen und lernten uns über gemeinsame Freunde kennen. Ich könnte jetzt tausend Gemeinsamkeiten aufzählen, die unsere Beziehung beinahe mühelos harmonisch und schön machen. Die ähnlichen Interessen, die Begeisterung für ähnliche Sportarten, unser riesiger Freundeskreis, unser Jack-Russell-Terrier. Dass wir zusammenfanden, hat sicher auch damit zu tun, dass wir beide keine Kinder wollten. Von der Aussenwelt bekam ich auch schon zu hören: «Du wärst sicher ein super Vater.» Das bestreite ich gar nicht. Aber weil ich genau weiss, wie viele Investitionen es für ein Kind in jeder Hinsicht braucht, damit es ihm gutgeht, finde ich es gut, so wie es jetzt ist.

Bettina: An mich stellt man eher Fragen wie: «Willst du keine Kinder?» Manchmal schwingt ein gewisses Unverständnis mit, das verüble



«Die Zweisamkeit kommt nie zu kurz»: Ehepaar Zellweger-Oberholzer.

ich niemandem. Erklärte ich meine Argumente etwas älteren Frauen, die bereits Kinder aufgezogen hatten, erhielt ich auch schon eine überraschende Antwort: «Das Leben ohne Kinder ist bestimmt auch sehr schön.» Ich musste lachen, weil es so ehrlich ist und die Kinderfrage mit einem gewissen Abstand vielleicht anders beurteilt wird, als man denken könnte.

Urs: Die Auseinandersetzung mit der eigenen Zufriedenheit nimmt mehr Platz ein, wenn es keine übergeordnete Aufgabe wie den Nachwuchs gibt. Wir investieren beide viel Zeit und Energie in unsere berufliche Selbständigkeit. Ich empfinde es auch als Luxus, dass man die Zeit und die Ruhe findet, um über vieles nachdenken zu können. Und natürlich kommt bei uns auch die Zweisamkeit nie zu kurz. Eine weitere Leidenschaft ist das Reisen. Ohne ferne Länder können wir nicht sein, und wenn ich einen internationalen Berufskongress besuche, kommt Bettina – die ich mit niemandem teilen muss – wenn immer möglich mit.

Bettina: Wir heirateten vor eineinhalb Jahren zum ersten Mal. Shyra, unsere Hundedame, brachte die Ringe auf einem Kissen zur Zeremonie. Was in den USA ein grosser Trend ist und allein in Las Vegas 40 000-mal pro Jahr durchgeführt wird, ist in der Zwischenzeit auch in der Schweiz populär: die Erneuerung des Eheversprechens. In einer schnelllebigen Zeit ist das keine Selbstverständlichkeit. Manche Paare sagen sich mit diesem Schritt erst nach Jahren: «Ich würde dich wieder heiraten und liebe dich noch immer.» Wir taten es bereits nach zwölf Monaten und veranstalteten erneut ein rauschendes Fest.

Hochzeitsplanung: www.wedding-events.ch

Protokoll: Franziska K. Müller



JOOP!

BERLIN

www.joop.com

HOLY FASHION GROUP